

PORTE SAINT-MARTIN

Paris.

Ein Spiegelbild

seiner Geschichte, seines Geistes und Lebens,

in Schilderungen

von den

bedeutendsten Schriftstellern Frankreichs.

Einzige rechtmäßige deutsche Ausgabe des
„Paris Guide."

Die Paläste und Baudenkmäler.

Mit Titelbild: Porte St. Martin.

Berlin.

Verlag von R. Lesser.

Die
Paläste und Baudenkmäler
von
Paris.

Der Palast des Louvre, der Palast von Luxembourg, das Palais Royal, das Palais de l'Elysée, die Geräthkammer, von Ferdinand von Lasteyrie.

Der Palast der Tuilerien von Arsène Houssaye.

Das Rathhaus von P. Lanfrey.

Der Thurm St. Jacob von E. Plouvier.

Die Säulen von Alfred Assolant.

Die Triumphbogen von G. Guillemot.

Das Panthéon von Edgar Quinet.

Berlin.
Verlag von R. Lesser.

Die

Paläste und Baudenkmäler von Paris.

Der Palast des Louvre. Der Palast von Luxembourg. Das Palais Royal. Das Palais de l'Elysée. Die Geräthkammer.

Von

Ferdinand von Lasteyrie

Mitglied des Instituts.

Der Palast des Louvre.

Paris ist reich an Palästen; aber der wahre Palast von Paris, der wahre Palast Frankreichs, die ganze Welt kennt ihn: — ist der Louvre.

In den Augen der Franzosen ist der Louvre mehr als ein Palast; er ist ein Heiligthum. Dort findet sich Alles zusammengefaßt. Herrschergröße und Geistesgröße bieten sich hier die Hand. Auch ist es seit lange der Stolz Frankreichs gewesen. Für Frankreich würde kein anderer Palast in der Welt mit dem Louvre zu vergleichen sein. Und Frankreich hat Recht. Nicht, daß der Louvre vollkommen wäre, nein, gewiß nicht! Als Gebäude fehlt ihm die Gleichartigkeit. Der Plan ermangelt der Uebereinstimmung: der Styl der unzähligen einzelnen Theile ist eben so verschieden, wie die Epoche ihrer Entstehung. Aber die Lage ist so schön! Diese prachtvollen Gallerien entwickeln sich so majestätisch, den Fluß begränzend! In den älteren Theilen finden wir so edle und zugleich so eigenthümliche Linien, und allenthalben so entzückende Werke der Bildhauerkunst! Der Säulengang steht so stolz in seiner edlen Einfachheit! Alles hat einen großartigen Character!

Man kann den Louvre tadeln: ihn nicht zu bewundern ist unmöglich.

Jedes Jahrhundert hat seinen Theil dorthin gesteuert, seinen Beitrag von Erfindung und Arbeit. Wir wollen hier nicht auf den ersten Ursprung zurückgehen, welcher sehr zweifelhaft ist, und überdieß wenig Werth für die Würdigung des jetzigen Denkmals hat. Man weiß über die Geschichte des Louvre nichts Gewisses, bis zu den Zeiten Philipp August's, welcher den großen Thurm erbaute. Neuere Nachgrabungen haben genau die Lage des Letzteren ergeben, indem sie seine Fundamente zu Tage förderten, welche noch heutigen Tages in sehr geringer Tiefe unter dem Boden des jetzigen Hofes, neben dem Pavillon der Uhr vorhanden sind. Staatsgefangene, Kron-Juwelen, Schätze an Geld und Urkunden, alles, was man sicher aufbewahren wollte, schloß man in denselben ein. Dauerhaft war der Thurm, vortrefflich seine damalige Lage außerhalb der Mauern der Stadt, welche er, gleichwie den ganzen Lauf der Seine beherrschte. Der Sieger von Bouvines gefiel sich darin, ihn einzuweihen, indem er den Besiegten dieses denkwürdigen Tages in denselben einschloß.

Aber der große Thurm des Louvre war selbst nichts anderes, als der Mittelpunkt, der Kern, so zu sagen die Citadelle der Gruppe viel beträchtlicherer Gebäude, welche zwölf oder dreizehn andre Thürme krönten, deren Namen auf uns gelangt sind. Es waren der Thurm Windal, die Thürme der Bibliothek, der Uhr, der Wagenthurm, der Thurm der Artillerie, des Falkenhofes, der großen und der kleinen Capelle, der Schleuße, der Holzthurm, der Hufeisenthurm, der Thurm der Tuilerienbrücke u. s. w. Sauval erwähnt auch einen Thurm, der Thurm des Stolzes genannt (ohne Zweifel der höchste).

Eine solche Zusammenhäufung von Thürmen und Wohngebäuden konnte im Uebrigen keinen sehr angenehmen Aufenthalt gewähren. Auch diente das alte Louvre mehr Staatsgefangenen als Herrschern zur Wohnung. Doch war es hier, wo Franz I. seinem gefürchteten Neben-

buhler, Carl V., seine Gastfreiheit bewies. Bei dieser Veranlassung wurden — so erzählen uns die Geschichtschreiber jener Zeit — alle die alten verrosteten Wetterfahnen neu gemalt und neu vergoldet. Das war aber auch der letzte Strahl seines Glanzes. Einige Jahre später, Anno 1528, ließ eben derselbe Franz I. den alten Louvre niederreißen und unternahm auf derselben Stelle den Bau eines prachtvollen Gebäudes in dem Style, welcher damals anfing sich in Frankreich zu verbreiten.

Die ersten Arbeiten an dem jetzigen Louvre gehen in das Jahr 1529 zurück. Sie sind das Werk eines der größten Architecten der Renaissance-Periode, Peter Lescot, welchem bei der Ausschmückung des Gebäudes ein würdiger Mitarbeiter, der Bildhauer Johann Goujon, zur Seite stand. Das aus den gemeinsamen Werken dieser beiden schönen Talente hervorgegangene Gebäude ist dasjenige, dessen Façade sich in Süd-Osten auf dem großen viereckigen Hofe des Louvre zeigt. Es wurde zum größten Theile unter der Regierung Heinrich's II. erbaut.

Dieses Hauptgebäude, welches man lange „den alten Louvre" nannte, besteht aus zwei Stockwerken mit einem von Säulen und Pilastern geschmückten Vorbau, der von einer reich mit Bildhauerarbeit verzierten Attika überragt wird. Alle Figuren dieser Façade gelten für Werke Johann Goujon's; man schreibt ihm auch die großen Cariatyden zu, welche die Tribüne des alten Saales der Schweizer tragen, desselben Saales, durch welchen man heutigen Tages in das Museum der alten Bildhauerkunst eintritt. Was das Gebäude selbst betrifft, so machen die Großartigkeit der Auffassung, die harmonische Vertheilung der Massen, das ausgesuchte Ebenmaß der Oeffnungen, die zierliche Rundung der Säulen und Pilaster, das richtige Verhältniß der Vorsprünge und die daraus hervorgehende Harmonie der Linien, dasselbe unzweifelhaft zu einem der vollkommensten Vorbilder der französischen Baukunst der Renaissance-Periode. —

„Man begegnet ohne Zweifel" — hat ein ausgezeichneter Kunstrichter (Herr Vitet) gesagt — „man begegnet ohne Zweifel, wenn man Italien durchstreift, „Denkmälern, bei denen die Gesetze der alten Kunst „mit mehr Kühnheit und Genie angewandt sind, man „kann darin auch eine köstlichere Vollendung, eine zartere „Vollkommenheit sehen: aber wo findet man dieses harmonische Ganze, diesen Reichthum ohne Verwirrung, „dieses Ebenmaß ohne Kälte, diese fruchtbare und doch „gemäßigte Einbildungskraft, welche stets sich selbst beherrscht, welche stets mit den überraschendsten Erfindungen die Feinheit des Geschmacks, die Klarheit des „Urtheils vereinigt? Das ist — wir dürfen es sagen „— das große Geheimniß der französischen Renaissance, „deren vollkommenster Ausdruck das Louvre ist."

Was wäre der Louvre geworden, wenn Peter Lescot es vollendet hätte! Man wird das, da seine Pläne verloren gegangen sind, niemals erfahren. Uebrigens war ihm nicht lange die Ehre gegönnt, selbst die Ausführung des von ihm entworfenen Planes zu verfolgen.

Während der Dauer der Arbeiten war die Umgebung des Palastes zu sehr mit Materialien belastet, als daß der Hof daselbst seinen Aufenthalt hätte nehmen können. Derselbe hielt sich in dem Hôtel des Tournelles auf. Als aber nach dem Tode Heinrich's II. sein Nachfolger, Franz II., einen Ort nicht mehr bewohnen wollte, welcher an ein so schmerzliches Ereigniß erinnerte, faßte er den Entschluß, das Louvre zu beziehen. Damals begann die allmächtige Herrschaft Catharina's von Medicis. Peter Lescot, für sie vielleicht zu sehr französischer Künstler, scheint nicht bei ihr in Gnaden gestanden zu haben. Er und sein Plan wurden bald beseitigt, und andere, den Befehlen Catharina's fügsamere Hände nahmen keinen Anstand, ohne Rücksicht auf alle Symmetrie an der Ecke des ursprünglichen Hauptgebäudes eine Reihe von Wohngebäuden aufzuführen, welche sich als Flügel bis an den Fluß hinziehen; ein Bau, welchen man später „die Wohnung der Königin" nannte.

Dieser Bau ist noch jetzt vorhanden. Er umfaßt heutigen Tages den größten Theil des Museums der alten Bildhauerkunst. Die alten Gemächer Catharina's haben zum großen Theil noch die innere Ausschmückung, welche ihnen Romanelli's Pinsel gegeben, beibehalten. Ihre Façade, gegen Westen, auf den Garten der Infantin blickend, verdient Aufmerksamkeit. Ihre coquette Eleganz, die in Frankreich noch nicht gewöhnliche Verwendung abwechselnder Schichten von Steinen und Marmor verschiedener Farben bilden einen auffallenden Gegensatz mit dem gebietenden Styl der von Peter Lescot herrührenden Theile des alten Louvre. Einige gute Bildhauerarbeiten zieren den Vorbau, welcher die Mitte der Façade einnimmt. Man schreibt dieselben Barthélemy Prieur zu, dem man auch zwei schöne Gestalten des Ruhmes verdankt, welche sich an den Bogen des Eingangsthores lehnen. Es waren ferner zwei Gefangene von Biart vorhanden, von denen die Geschichtschreiber jener Zeit mit großer Bewunderung sprechen, die aber bei späteren Arbeiten ungeschickterweise zertrümmert worden sind, was um so mehr zu bedauern ist, da uns von diesem, seiner Zeit geschätzten Meister kaum noch ein anderes Werk übrig geblieben.

Der von Catharina von Medicis erbaute Flügel hatte, wie man sagt, einen gewissen Chambiges zum Baumeister, welcher damals in großem Ansehen stand.

Am äußersten südlichen Ende gedachten Flügels öffnet sich nach der Seine hin ein Fenster in großartigem Baustyle, von welchem aus, der Volkssage nach, der gute König Carl IX. während der Bartholomäus-Nacht auf die am jenseitigen Ufer der Seine fliehenden Hugenotten geschossen haben soll. Aber die Sage irrt sich, wenn nicht hinsichtlich der That, so doch wenigstens hinsichtlich des Ortes. Es ist heutzutage anerkannt, daß der König an jenem Tage nicht an dem Fenster des Louvre, sondern an dem des benachbarten Hôtel von Bourbon stand. Ohne Zweifel wird es Leute geben, welche darin einen mildernden Umstand sehen.

Heinrich IV. bewohnte den Louvre; wie schon daraus hervorgeht, daß er nach dem verabscheuungswürdigen Attentat in der Straße de la Ferronnerie, dorthin getragen wurde, und dort seinen letzten Seufzer aushauchte. Bis zu seiner Zeit war der von Catharina von Medicis erbaute Flügel terrassenförmig bedeckt geblieben. Er ließ ein Stockwerk als Gallerie hinzufügen, welche im Innern mit vielen Gemälden von Porbus, Bunel und Dubreuil geschmückt war. Auf der Stelle eben dieses Baues, welcher bald durch eine Feuersbrunst zerstört wurde, ließ Ludwig XIV. nachmals die Apollo-Gallerie aufführen. Wie prachtvoll diese aber auch sein mag, so kann man doch nicht umhin den Verlust jener ursprünglichen Gallerie zu bedauern. Heinrich IV. hatte derselben, sagt man, nicht nur das Siegel seiner Zeit, sondern auch das seiner individuellen Schwächen aufgedrückt, denn die zu Ehren Gabriélen's d'Estrées verschlungenen G und H zeigten sich daselbst ebenso prahlerisch, wie der Namenszug und der Halbmond Dianen's von Poitiers auf der von Peter Lescot geschmückten Façade.

Heinrich IV. hatte außerdem den Ruhm, der Erste zu sein, welcher die Tuilerien mit dem Louvre verband, indem er, wenn auch nicht ganz, doch größtentheils, die ungeheure Masse der Gebäude aufführte, die mit der Façade nach der Seine zu liegen.

Die vollständige Verschiedenheit des Baustyls der verschiedenen Theile, aus denen diese Gebäude bestehen, hat seit lange den Scharfsinn der Geschichtsschreiber und Kunstrichter beschäftigt.

Die den Tuilerien am nächsten liegende Hälfte war Anfangs im colossalen Style aufgefaßt, das heißt, sie ließ nur eine Reihe von Wandpfeilern für die ganze Höhe von zwei Stockwerken zu. Zum ersten Male zu Anfang dieses Jahrhunderts wieder hergestellt, ist es dieser Theil der Gallerie, welcher ganz neulich niedergerissen worden ist, um andern jetzt im Bau begriffenen Gebäuden Platz zu machen.

Die andere Hälfte der großen Gallerie, die dem Ponts des Arts zunächst liegt, ist aus einem ganz andern Systeme hervorgegangen, und beruht auf durchaus verschiedenen Annahmen und Grundsätzen. Dieser Unterschied macht sich selbst zwischen den verschiedenen Stockwerken desselben Gebäudes fühlbar, dessen untere Theile im italienischen Geschmack von einer zweiten Ordnung des reinsten und anmuthigsten französischen Styles gekrönt sind. Selbst bis auf das Niveau der ersten Schichten, auf denen beide Theile der großen Gallerie ruhen, ist Alles durchaus verschieden.

Woher nun diese seltsamen Abweichungen bei einem Gebäude, welches, wenigstens zü größeren Theile unter einer und derselben Regierung erbaut ist?

Es geht aus den letzten Werken über den Louvre und insbesondere aus dem neulich unter den Auspicien des Herrn Präfecten der Seine herausgegebenen prachtvollen Werke des Herrn Burty hervor, daß die erste Idee dieser Galerie, ja sogar der Anfang ihrer Erbauung bis auf die Zeit Carl's IX. zurückgeht. Nur scheint Alles, den Charakter des Baustyles mit einbegriffen, zu beweisen, daß es sich ursprünglich nur um eine untere Galerie handelte, welche eine Terrasse tragen sollte. Im Uebrigen scheinen die Arbeiten von Carl IX. nicht sehr weit fortgeführt worden zu sein. Aber das Wenige, was vorhanden war, wollte Heinrich IV. benutzen. Man setzte also in demselben Style das untere Stockwerk des ganzen Theiles fort, welcher solchergestalt gegeben worden war, indem man sich nur vorbehielt, dessen Character im oberen Stockwerke zu ändern.

Was die andere Hälfte der großen Gallerie betrifft, so hatte Carl IX. an diese nicht denken können, weil der Theil der Tuilerien, an welchen dasselbe sich anschließt, zu seiner Zeit noch nicht vorhanden war, und nach dem ursprünglichen Plane selbst nicht einmal vorhanden sein sollte. Heinrich IV. war es, welcher zuerst die Idee dazu faßte. Nachdem er den Pavillon der Flora hatte bauen lassen, unternahm er es ganz natür-

lich, von da eine Galerie bis zur Vereinigung mit derjenigen fortzuführen, welche schon von der Seite des Louvre bis an die Umfassung der Stadt erbaut war.

Demnach erklärt sich die Verschiedenheit des Styles der beiden Haupttheile des Gebäudes durch die Verschiedenheit ihrer Ausgangspunkte, ihrer ersten Bestimmung, und der Epoche, in welcher jede derselben angefangen wurde.

Die den Tuilerien zunächst belegene Hälfte wurde von Dupeyrat, (wie Einige sagen, nach den Plänen des Androuet Ducerceau) erbaut.

Die Hälfte, welche sich an den alten Louvre schließt, wurde von dem Baumeister Metezeau vollendet, welchem sie die größte Ehre macht. Was man auch über ihre Fehler, als ein Ganzes sagen könnte, welche Abweichungen sie auch von den ein wenig pedantischen Regeln der classischen Baukunst darbieten mag, stellt sie immerhin doch eines der malerischsten, elegantesten und am feinsten ausgeschmückten Bauwerke jener Periode dar.

Es bedurfte, das wird man einräumen, einer ungewöhnlichen Geschicklichkeit, um die Einförmigkeit von dieser unermeßlichen Façade fern zu halten, welche in ihrer ganzen Entwickelung nur einen einzigen Ursprung hat, den Vorbau mit vier Säulen, welche einen Balcon tragen, und in deren Mitte sich das Haupt-Thor zu den Kaiserlichen Ställen befindet. Durch die wurmförmige Verzierung der abwechselnden Schichten des unteren Stockwerks, durch die elegante Vertheilung der Pilaster, welche die Fenster des oberen Stockwerks einrahmen, der Nischen mit Statuen, welche dieselben trennen, durch die wohlverstandene Verschiedenheit der abwechselnd gerundeten und eckigen Fenstergiebel, ist es dem Künstler gelungen allenthalben die Einförmigkeit der Linien zu unterbrechen, und auf dieser langen, fast ganz ebenen Fläche, Spiele des Lichts, Wirkungen des Schattens zu erzeugen, welche derselben eine ganz eigenthümliche Eleganz und Leichtigkeit verleihen.

Die Könige hatten mittlerweile an dem Palaste des

Louvre Gefallen gefunden. Ludwig XIII., welcher so wenig für Frankreich that, hat für diesen Palast viel gethan. Dem Sohne Heinrich's IV. verdankt man die Wiederaufnahme der Arbeiten an dem viereckigen Hofe, das heißt, die mehr oder minder glückliche Fortsetzung des Werkes Peter Lescot's. Nach dem ursprünglichen Plane sollte dieser Hof nur ein Viertel des Raumes einnehmen, welchen er jetzt bedeckt. Da der neue König sich entschlossen hatte, seinem Palaste eine größere Ausdehnung zu geben, hatte der Baumeister Lemercier, voll Ehrfurcht vor dem Werke seines Vorgängers, den vortrefflichen Gedanken, sich darauf zu beschränken, das von Peter Lescot ausgeführte Gebäude getreulich noch einmal zu wiederholen, indem er die Copie von dem Original, das heißt, den neuen Bau von dem alten, durch einen mittleren Pavillon trennte, welcher, indem er die Einförmigkeit unterbrach, um so mehr die Symmetrie fühlbar machte. Lemercier verdanken wir ferner die Idee, dieselbe Façade auf den vier Seiten des Hofes zu wiederholen, indem er in der Mitte jeder derselben einen dem ersten gleichen Pavillon mit durchbrochenem Säulendurchgang anlegte. Dieser anscheinend so bescheidene Plan war ein Meisterstück des Genie's. Obwohl in einigen seiner Einzelheiten abgeändert, hat er doch einem der, in seinem Ensemble schönsten und edelsten Bauwerke der Welt seine Entstehung gegeben. Nur der erste Pavillon wurde indessen von Lemercier vollendet: es ist der, welchen man gegenwärtig den Pavillon der Uhr (Pavillon de l'Horloge) nennt, und dessen Durchgang den Hof des Louvre mit dem Platze des Caroussel verbindet. Auch bei diesen noch, obwohl er sein persönliches Werk war, hat sich Lemercier, als ein Mann von Geschmack darauf beschränkt, gewissenhaft bis in die kleinsten Einzelheiten dem Style Peter Lescot's zu folgen. Er hat mehr noch gethan: in der Ausschmückung des oberen Stockwerkes seines Pavillon, hat er kein Bedenken getragen, fast sclavisch die schönen Cariatyden der Tribüne von Johann Goujon zu wieder-

holen, diese mit Recht bewunderten Gestalten, von denen ein Zeitgenosse, als höchstes Lob, sagt: „Man sieht an ihren schönen Köpfen jenen eigenthümlichen Stolz, welcher die Tugend kennzeichnet, und erhabenen Rang andeutet!"

Maria von Medicis hatte die Zimmer Catharinens, geerbt; nach ihr Anna von Oesterreich. Jede dieser prachtliebenden Königinnen brachte ihren Theil an Luxus in diese Gemächer. Romanelli, Porbus, Bunel, Freminet, der Landschafts-Maler Patelle, Lebrun und viele andere trugen abwechselnd zu deren kostbarer Ausschmückung bei. Unter allen diesen in verschiedenen Beziehungen kostbaren Gemälden bemerkte man insbesondere eine sehr interessante Reihenfolge von Bildnissen der Königinnen von Frankreich, deren letztes, das der Maria von Medicis, für Porbus' Meisterwerk galt. Nichts war, wie es scheint, an demselben gespart. Ein naiver Geschichtschreiber jener Zeit erzählt uns, daß — „obgleich das Himmelblau damals sehr theuer war, der „Maler es dennoch so verschwenderisch auf dieser Lein„wand verwandte, daß für sechsundzwanzig Thaler da„von gebraucht wurde."

Diese Gemächer der Königinnen von Frankreich waren ebenso prächtig, wie umfangreich. Außer dem Saale der Garden umfaßten sie sechs oder sieben Räume zu ebener Erde, Cabinette und einen so entzückenden Badesaal, daß die bloße Beschreibung den Mund wässern macht. Vor den Fenstern breitete sich ein anmuthiger Garten aus, welcher noch jetzt vorhanden, aber gänzlich umgestaltet ist. Es ist der, welchen man gewöhnlich mit dem Namen des Gartens der Infantin bezeichnet, zur Erinnerung an jene arme kleine Infantin von Spanien, welche in dem Alter von vier Jahren dahin kam, um die Gemahlin Ludwigs XV. zu werden, einige Jahre in diesem kleinen Raume eingeschlossen gehalten und dann nach Hause geschickt wurde, wohin sie, statt eines Gemahls, nur eine Puppe für zwanzigtausend Livres mitnahm, welche ihr einstmaliger Verlobter ihr schenkte.

Aber genug von den Königinnen, welche es wurden und nicht wurden, die das Louvre bewohnt haben. Kommen wir wieder auf die Könige zurück, welche dort ebenfalls ihre Wohnung nahmen. Nach Sauval's Angabe bestand ihre Wohnung in einem Saale der Garden, einem großen Vorzimmer, einem Salon, welcher mit zwei Gallerien in Verbindung stand, einem Parade-Zimmer und einem Zimmer mit Alcoven. Das sorgfältig geschnitzte Tafelwerk der beiden zuletzt genannten Zimmer ist bis auf den heutigen Tag erhalten. Obwohl der Farben und Vergoldung beraubt, welche sie einstmals bedeckten, kann man sie doch noch in den beiden Gemächern bewundern, durch welche man in das Museum der Souveraine eintritt. In dieser königlichen Wohnung des Louvre war es, wo Heinrich IV., nach Aussage der Chronikenschreiber, seine Schwester Catharina mit Heinrich von Lothringen vermählte, und seinen natürlichen Bruder, den Erzbischof von Rouen, zwang, die Vermählung einer Hugenottin einzusegnen.

Kommen wir indessen auf die chronologische Ordnung der Begebenheiten zurück.

Der Sonnenkönig (roi soleil) trat die Regierung an. Ludwig XIV. konnte natürlich die Gelegenheit nicht unbenutzt lassen, seiner Prachtliebe zu genügen. Lassen wir ihm die Gerechtigkeit widerfahren, daß Versailles, seine Schöpfung, sein Phantasiegebilde, seine besondere Wohnung, ihn keineswegs Paris vergessen machte. Er setzte nicht allein die Arbeiten des großen Hofes des Louvre fort, sondern zwei der wichtigsten und merkwürdigsten Theile dieses Palastes wurden unter seiner Regierung ausgeführt. —

Wir haben von dem traurigen Schicksale der ersten Galerie gesprochen, welche unter Heinrich IV. über den Gemächern der Könige erbaut wurde. Eine Feuersbrunst zerstörte sie im Jahre 1661 gänzlich. Dieses Unglück wurde schnell wieder gut gemacht: Ludwig XIV. ließ sie alsbald nach den Zeichnungen seines ersten Malers, Lebrun, dem er auch deren Ausschmückung an-

vertraute, wieder aufbauen. Kein Werk könnte dem Könige und dem Künstler mehr Ehre machen. Die Apollo-Gallerie, welche ihren Namen von dem Hauptgegenstande der Ausschmückung erhalten hat, ist vielleicht das vollständigste und vollkommenste Denkmal des in jenen Zeiten königlichen Glanzes vorherrschenden Styles, eines tadelnswerthen Styles, wenn man von dem Gesichtspunkt der Reinheit der Formen ausgeht, aber wahrhaft prächtig und im höchsten Grade dekorativ. Nichts ist reicher und mächtiger, als die mit haut reliefs beladenen Wölbungen, nichts harmonischer, als das vergoldete Getäfel, welches mit Malereien und Sinnbildern en Camaïeux bedeckt ist, nichts proportionirter, als die Verhältnisse jeglicher Art, und die zahlreichen Oeffnungen dieser unvergleichlichen Gallerie. Fügen wir noch hinzu, daß nirgend sonst in Paris sich dem Auge ein so belebtes und glänzendes Panorama bietet, wie aus ihren Fenstern.

Die andere Unternehmung der Regierung Ludwigs XIV. war eine noch kühnere und bedeutendere. Es handelte sich darum, das Louvre Heinrich's II. und Peter Lescot's zu beendigen. Demselben war eine monumentale, des Palastes und der Größe des Königs würdige Façade zu geben. Bei dieser Veranlassung wurden eine Menge Pläne vorgelegt. Alle Baukünstler von Ruf betheiligten sich dabei; man forderte sie dazu auf. Bis in das Herz Italiens suchte man den berühmtesten und stolzesten, wenn nicht den geschicktesten der Meister jener Epoche, den Ritter Bernin. Aber alle Pläne dieser großen Männer ließen noch zu wünschen übrig. Es war, o der Schande! es war ein Arzt dem Berufe nach, ein Baumeister aus Neigung, Claude Perrault, der den Sieg über alle seine Mitbewerber errang. Noch heutigen Tages giebt es viele Menschen, welche sich nicht darin zu finden vermögen. Eben so gut hätte man, ihrer Meinung nach, den Oberbefehl über eine Armee einem Notar geben können. —

Der große Säulengang des Louvre, dessen Erfinder Perrault war, ist sicher nicht ohne Fehler. Er stimmt zunächst, hinsichtlich des Styls, mit keinem der andern Theile des Louvre überein. Ein solcher Mangel an Uebereinstimmung des Innern wäre in der That nicht zulässig gewesen, aber man muß anerkennen, daß der Uebelstand viel geringer für eine äußere Façade ist, welche sich durch ihre Stellung ganz vereinzelt zeigt. Dann, einmal die Unabhängigkeit des Planes zugestanden, kann man dem Werke Perrault's eine Großartigkeit der Auffassung, eine Kraft und Einfachheit der Linien, eine Macht der Erfindung und somit den Charakter wahrer Größe nicht absprechen. Die öffentliche Stimme hat, den Neidischen und Fachmännern zum Trotz, seit zwei Jahrhunderten den Säulengang des Louvre zu den schönsten Bauwerken von Paris gezählt. Seine Verächter haben sich vielfach an das Handwerksmäßige gehalten, an das Verfahren beim Bau, an die Dauerhaftigkeit des Werkes, und groß ist ihr Triumph gewesen, als sich vor zehn oder zwölf Jahren ein Stein vom oberen Karnieß löste. Aber was beweist das? Hat man nicht schon die Säulen des Pantheon ausbessern müssen? Und haben wir nicht ganz neuerlich, im Louvre selbst, den Theil der großen Gallerie, welcher vor kaum sechzig Jahren von den berühmten Baukünstlern Percier und Fontaine restaurirt worden, in dem Grade den Einsturz drohen sehen, daß man es für vorsichtig erachtet hat, ihn abzutragen? Ludwig XIV. verwendete übrigens gleichzeitig für die übrigen Theile des Louvre einen andern Baukünstler von großem Verdienste, Levau, welcher Architekt von Profession war und unter dessen Leitung die Gesammtheit der Baulichkeiten des viereckigen Hofes fast überall bis zur Höhe des Dachwerks geführt wurden. Unglücklicherweise ließ sich Levau im Verlauf der Arbeiten verleiten, eine ältere, nach der Seite gelegene Façade verschwinden zu lassen, welche noch aus den Zeiten Heinrich's II. und Carl's IX. herstammte.

vertraute, wieder aufbauen. Kein Werk könnte dem Könige und dem Künstler mehr Ehre machen. Die Apollo-Gallerie, welche ihren Namen von dem Hauptgegenstande der Ausschmückung erhalten hat, ist vielleicht das vollständigste und vollkommenste Denkmal des in jenen Zeiten königlichen Glanzes vorherrschenden Styles, eines tadelnswerthen Styles, wenn man von dem Gesichtspunkt der Reinheit der Formen ausgeht, aber wahrhaft prächtig und im höchsten Grade dekorativ. Nichts ist reicher und mächtiger, als die mit haut reliefs beladenen Wölbungen, nichts harmonischer, als das vergoldete Getäfel, welches mit Malereien und Sinnbildern en Camaïeux bedeckt ist, nichts proportionirter, als die Verhältnisse jeglicher Art, und die zahlreichen Oeffnungen dieser unvergleichlichen Gallerie. Fügen wir noch hinzu, daß nirgend sonst in Paris sich dem Auge ein so belebtes und glänzendes Panorama bietet, wie aus ihren Fenstern.

Die andere Unternehmung der Regierung Ludwigs XIV. war eine noch kühnere und bedeutendere. Es handelte sich darum, das Louvre Heinrich's II. und Peter Lescot's zu beendigen. Demselben war eine monumentale, des Palastes und der Größe des Königs würdige Façade zu geben. Bei dieser Veranlassung wurden eine Menge Pläne vorgelegt. Alle Baukünstler von Ruf betheiligten sich dabei; man forderte sie dazu auf. Bis in das Herz Italiens suchte man den berühmtesten und stolzesten, wenn nicht den geschicktesten der Meister jener Epoche, den Ritter Bernin. Aber alle Pläne dieser großen Männer ließen noch zu wünschen übrig. Es war, o der Schande! es war ein Arzt dem Berufe nach, ein Baumeister aus Neigung, Claude Perrault, der den Sieg über alle seine Mitbewerber errang. Noch heutigen Tages giebt es viele Menschen, welche sich nicht darin zu finden vermögen. Eben so gut hätte man, ihrer Meinung nach, den Oberbefehl über eine Armee einem Notar geben können. —

Der große Säulengang des Louvre, dessen Erfinder Perrault war, ist sicher nicht ohne Fehler. Er stimmt zunächst, hinsichtlich des Styls, mit keinem der andern Theile des Louvre überein. Ein solcher Mangel an Uebereinstimmung des Innern wäre in der That nicht zulässig gewesen, aber man muß anerkennen, daß der Uebelstand viel geringer für eine äußere Façade ist, welche sich durch ihre Stellung ganz vereinzelt zeigt. Dann, einmal die Unabhängigkeit des Planes zugestanden, kann man dem Werke Perrault's eine Großartigkeit der Auffassung, eine Kraft und Einfachheit der Linien, eine Macht der Erfindung und somit den Charakter wahrer Größe nicht absprechen. Die öffentliche Stimme hat, den Neidischen und Fachmännern zum Trotz, seit zwei Jahrhunderten den Säulengang des Louvre zu den schönsten Bauwerken von Paris gezählt. Seine Verächter haben sich vielfach an das Handwerksmäßige gehalten, an das Verfahren beim Bau, an die Dauerhaftigkeit des Werkes, und groß ist ihr Triumph gewesen, als sich vor zehn oder zwölf Jahren ein Stein vom oberen Karnieß löste. Aber was beweist das? Hat man nicht schon die Säulen des Pantheon ausbessern müssen? Und haben wir nicht ganz neuerlich, im Louvre selbst, den Theil der großen Gallerie, welcher vor kaum sechzig Jahren von den berühmten Baukünstlern Percier und Fontaine restaurirt worden, in dem Grade den Einsturz drohen sehen, daß man es für vorsichtig erachtet hat, ihn abzutragen? Ludwig XIV. verwendete übrigens gleichzeitig für die übrigen Theile des Louvre einen andern Baukünstler von großem Verdienste, Levau, welcher Architekt von Profession war und unter dessen Leitung die Gesammtheit der Baulichkeiten des viereckigen Hofes fast überall bis zur Höhe des Dachwerks geführt wurden. Unglücklicherweise ließ sich Levau im Verlauf der Arbeiten verleiten, eine ältere, nach der Seite gelegene Façade verschwinden zu lassen, welche noch aus den Zeiten Heinrich's II. und Carl's IX. herstammte.

That Ludwig XIV. viel für den Louvre, so war auch andrerseits er der Erste seines Stammes, welcher dieser Königlichen Wohnung ungetreu wurde. Für jeden andern Palast wäre ein solches Aufgeben Seiten des Königthums ein wirklicher Verfall gewesen. Aber den Louvre erwartete ein anderer Ruhm, welcher ihm bald neuen Glanz verleihen sollte. In Ermangelung gekrönter Häupter hatte es bald die Ehre mehr als Eine von der Glorie des Genius umstrahlte Stirn zu beschirmen, und nach und nach ersetzten die Meisterwerke der Kunst dort, nicht unvortheilhaft, den vergoldeten Schwarm der Höflinge. Von ihrem Entstehen an wurde die Academie von Frankreich dort prachtvoll im ersten Stockwerk des von Lemercier aufgeführten Gebäudes einlogirt. Ihre jüngere Schwester, die Academie der Inschriften in Besitz des Erdgeschosses gesetzt, in eben demselben Gebäude, in welchem sich jetzt das Museum der neueren Bildhauerkunst befindet. Dann fanden die Academie der Arzneikunde, die Academie der Baukunst, die Academie der Wissenschaften hier ebenfalls gastliche Aufnahme.

Auf der andern Seite, nach dem Flusse zu, waren bereits die prächtige Sammlung der Zeichnungen berühmter Meister, und das Cabinet der Antiken untergebracht, welches letztere eine Menge glänzender Kleinodien und prachtvoller Statuen enthält, unter denen man seit jener Zeit die berühmte Diane Chasseresse anführte. Sodann kamen hinzu die Königliche Buchdruckerei, aus der so viele gute Bücher und typographische Meisterwerke hervorgegangen sind, das Münzcabinet und die kostbaren Archive. —

Endlich, als das Königthum entschieden den Louvre verlassen hatte, wurde daselbst, nach und nach, unter der großen Galerie Platz geschafft, um berühmte Künstler und ausgezeichnete Handwerker in diesen Räumen aufzunehmen. Diese höchst liberale Bestimmung lag übrigens in der Ansicht des ersten Erbauers der Galerie, Heinrich's IV., dem dessen Ehre in der That gebührt. Man liest in dem Patente vom 22sten December 1608:

„Wir haben bei der Erbauung unsrer Galerie des „Louvre unsere Aufmerksamkeit darauf gerichtet, deren „Baulichkeiten so zu gestalten, daß wir dort bequem eine „Menge der besten Handwerker, und der ausgezeichnet„sten Meister unterbringen könnten, die sich sowohl in „der Malerei, Bildhauerkunst, Goldschmiedekunst, Uhr„macherkunst, Steinschneidekunst, wie in mehren andern „trefflichen Künsten finden lassen, theils um uns selbst „ihrer zu bedienen, theils damit sie gleichfalls von unsern „Unterthanen beschäftigt werden, insofern sie ihres Kunst„fleißes bedürfen, so wie auch, um gleichsam eine Pflanz„schule von Handwerkern anzulegen, aus welcher, unter „der Lehre so guter Meister, Leute hervorgehen mögen, „die sich nachher in unserm ganzen Königreiche vertheilen, „und das Publicum sehr gut zu bedienen wissen werden „u. s. w."

Der edle und einsichtsvolle Gedanke Heinrich's wurde später durch seine Nachfolger verwirklicht, nur mit dem Unterschiede, welchen der Hochmuth der letztern hineintrug. Wenn Heinrich IV. einen Menschen beschützte, nannte er ihn seinen Gevatter, und wollte, daß er unter seinem Dache wohne. Wenn Ludwig XIV. einen Menschen mit seiner Protection beehrte, machte er ihn zu seinem Kammerdiener, und wollte ihm wohl auch Wohnung geben, aber unter der Bedingung, daß er anderwärts wohne. —

Es wäre nicht uninteressant, ein vollständiges und mit Anmerkungen versehenes Verzeichniß der in verschiedener Weise berühmten Männer zu entwerfen, welche den Louvre bewohnt haben. Wir werden uns, um eine Idee von der Vereinigung so verschiedener Berühmtheiten zu geben, darauf beschränken, einige der bekanntesten Namen aus jedem Fache und jeder Epoche aufzuführen, wie z. B. die Bildhauer Girardon, Coustou, Stoltz, Legros; ferner Cornu und Renaudin, die Verfertiger einer Menge sehr bewunderter Marmor-Vasen, so wie den Medaillenkünstler Duvivier; sodann die Maler Rigaud, Desportes, Coypel, Claudine Stella, die

Bailly, Vater und Sohn, General-Aufseher der Königlichen Gemälde; Bain, den berühmten Maler in Email; der Kupferstecher Sylvestre, der geschickte Decorateur Lemoine und Meissonier, der fast alle Zeichnungen für die Königlichen Feste und Aufzüge entwarf; Bérin, der Erste in seiner Art für Theater-Costüme und Decorationen. Dann in andern Zweigen: der Geograph Sanson, der Ingenieur d'Hermand, die berühmten Goldarbeiter Balin, Germain, Benier, Mellin, die Uhrmacher Turet und Martinot, Boule, der große Kunsttischler, die Büchsenschmiede Renier und Piraubé, der Schwerdtfeger Revoir u. s. w. u. s. w. Welch ein Capitel für die Geschichte der industriellen Künste!

Die Industrie genießt heutigen Tages nicht mehr die Ehren des Louvre. Aber mehr und mehr hat die Kunst daselbst ihren Platz befestigt. Zu den bereits von uns aufgezählten Sammlungen waren nach und nach prachtvolle Abgüsse der Meisterwerke der alten Baukunst, die der Trajans-Säule einbegriffen, hinzugekommen, dann ein Marine-Cabinet, Ausgangspunct des Museums unserer jetzigen Marine und einer Reihe von Festungs-Plänen en relief, wie man sie jetzt im Hôtel des Invalides sieht. Endlich noch hatte ein Administrator, Herr von Angivillier, dessen Name den Künstlern stets theuer bleiben wird, den prachtvollen viereckigen Saal, „salon carré," erbauen lassen (heute die Tribüne unsrer Muséen), wo seit dem letzten Jahrhundert mit vielem Erfolge die Ausstellungen von Gemälden periodisch stattfanden. —

Aber die ganze Welt weiß, daß die Revolution es war, welche endlich aus dem Louvre das machte, was es seitdem geblieben ist, das Heiligthum der Künste und Gelehrsamkeit. Das Consulat, das Kaiserreich thaten mehr noch: sie bereicherten unsere Muséen auf Unkosten ganz Europa's. Freilich ein schnell vorübergehender Glanz, den Frankreich am Tage seines Unglücks büßen mußte! Klagen wir gleichwohl nicht. Unaufhörlich bereichert und vervollständigt, bieten diese prachtvollen

Sammlungen noch heute ein Ganzes, welches vielleicht nicht seines Gleichen auf der Welt hat.

Napoleon, der so viel für unsere Museen gethan, setzte seinen Ruhm darein, die Bauten des Louvre zu beendigen. Es gelang ihm das auch wenigstens hinsichtlich der vier großen Hauptgebäude des viereckigen Hofes, welche das eigentlich so genannte Louvre bilden. Da erhob sich eine ernste Frage: wie sollte die obere Abtheilung dieser vier Façaden ausgeführt werden, von denen ein Theil schon, nach dem Plane Lescots, mit einer Attika gekrönt war, während man einen anderen neueren mit einem dritten Stockwerk versehen hatte. Welches Muster sollte man nun vorziehen, um eine gewisse Uebereinstimmung des Ganzen zu erzielen? Eine Specialcommission wurde mit der Erwägung dieser Frage beauftragt und die fast einstimmige Ansicht derselben war, daß die attische Bauart Peter Lescot's die vorherrschende bleiben müsse. Der Kaiser aber theilte diese Ansicht nicht, und natürlich war die Meinung des Gebieters entscheidend. Das einzige, dem ursprünglichen Plane gemachte Zugeständniß war, daß nichts an den beiden ersten Hauptgebäuden verändert werden solle, welche dem Pavillon der Uhr zur Seite liegen. Die drei andern Seiten des Hofes und die südliche Façade wurden so vollendet, wie man sie heutigen Tages sieht; mit einer dritten von Balustraden gekrönten Etage, ohne sichtbares Dach. —

Napoleon hatte ebenfalls gewünscht, die Verbindung des Louvre mit den Tuilerien durch Erbauung einer Gallerie zu vollenden, welche ganz oder doch ungefähr mit der von Heinrich IV. erbauten Gallerie parallel liefe. Es fehlte ihm indessen dazu an Zeit. Andere, noch großartigere und minder friedliche Unternehmungen nahmen bald seine Aufmerksamkeit und alle seine Hülfsquellen in Anspruch. Er konnte das große Werk nur von beiden Enden beginnen: einerseits, indem er den an den Pavillon Marsan stoßenden Flügel der Tuilerien etwas verlängern, — andrerseits, indem er an der

nordwestlichen Ecke des Louvre einen Pavillon, den Pavillon Beauvois, in dem die Kapelle angelegt werden sollte, — neu erbauen ließ. Dieses letztere, jetzt wieder abgetragene Gebäude, wurde niemals vollendet.

Bemerken wir hier, zu Ehren der Republik und des Kaiserreichs, daß keine barbarische Hand Gefallen daran gefunden hat, die Namenszüge der verschiedenen Souveraine zu verstümmeln, welche nach einander zur Erbauung des Louvre beigetragen haben. Weder die H. Heinrich's II. an der Façade von Lescot, noch die doppelten K. Karl's IX. an der südlichen Façade, noch die Initiale Heinrich's IV. an der Gallerie der Wasserseite, noch die Namens-Chiffre Ludwig's XIII. und Ludwig's XIV. wurden verletzt. Weniger bedenklich war Ludwig XVIII. Er hatte bei seiner Rückkehr nach Frankreich nichts eiligeres zu thun, als die N., mit denen Napoleon die unter seiner Regierung beendeten Theile des Louvre bezeichnet hatte, durch L. ersetzen zu lassen; — was nicht mehr und nicht weniger ist, als eine kleine monumentale Fälschung.

Die Restauration selbst fügte dem Louvre keine neue Baulichkeit hinzu. Aber was sie im Innern der Gebäude that, ersetzt wenigstens die Vernachlässigung des Aeußeren. Der Restauration verdankt man eine bewundernswerthe Stiftung, die des Museums Karl's X., eine wahrhaft Königliche Sammlung, deren Einrichtung als ein Muster dieser Art gelten kann.

Das Zeitalter der Revolutionen war indessen noch nicht abgeschlossen. Die Jahre 1830, 1848 sollten neue Umwälzungen und neue Kämpfe bringen. Bei diesen beiden Revolutionen, der ersten besonders, konnte man einen Augenblick fürchten, daß der Louvre großer Gefahr ausgesetzt sei. Am 25sten Juli 1830 hatte sich ein heftiges Gewehrfeuer zwischen dem Volke und den Schweizern der Königlichen Garde entsponnen, welche unter dem Säulengange Perrault's im Hinterhalte lagen. Nach langem Widerstand wurde dieser mit Sturm genommen. Alle Schätze des Louvre waren an dem Tage

in der Gewalt des Volkes von Paris. Sie wurden achtungsvoll geschont. Den Louvre, das Museum des Louvre, ist eine Sache, die das Volk von Paris als die seinige betrachtet. Die Sieger von 1830 würden denjenigen erschossen haben, welcher sich erlaubt hätte, aus dem Louvre ein Kleinod zu entwenden, ein Gemälde abzunehmen, eine Statue zu verstümmeln. Sie verlangten nichts von dem Louvre, als einen kleinen Fleck Erde von seinen Gärten, um daselbst provisorisch ihre Todten zu begraben. Im Uebrigen kein Diebstahl, keine Zerstörung. —

Im Jahre 1848 war die Volksmenge nach unbebedeutenderen Kämpfen abermals Herrin der Stellung. Sie mißbrauchte dieselbe ebenso wenig und der improvisirte Director der Museen durfte nur so viele Freiwillige als ihm gut dünkte verlangen, um seine Schätze so gut, wie nur jemals, bewacht zu sehen.

Was Louis Philippe betrifft, so hat er für die Vollendung des Louvre nichts gethan. Wohl sprach man immer davon, aber die Civilliste, welche den Genuß der Königlichen Paläste, und der Staat, welcher das Eigenthum derselben besaß, brachten achtzehn Jahre damit zu, sich die Ausgaben für Arbeiten, mit denen keiner sich belasten wollte, wechselseitig zuzuschieben. Und während dieser Zeit fiel die Apollo-Galerie fast in Trümmern, und mußte durch zahllose Stützen vor dem Einsturz bewahrt werden.

Die immer zahlreicher werdenden Ausstellungen von Gemälden fanden noch immer in den Sälen des Museums selbst statt, deren Meisterwerke sie, zum großen Nachtheil der Studien und der Erhaltung der Gemälde, periodisch verdeckten. Ein scheußlicher hölzerner Corridor, der bei Gelegenheit eines Königlichen Festes erbaut worden war, blieb auf unbestimmte Zeit ein Anhängsel der nördlichen Façade der großen Galerie. Unvollständige Abtragungen, welche zwischen dem Louvre und den Tuilerien vorgenommen wurden, verschafften den beiden Palästen die Aussicht auf einige Morgen

wüsten, von verfallenen Giebelmauern begrenzten Landes und auf improvisirte Spaliere, an welchen eine Legion von Straßenkrämern die Erzeugnisse ihrer Industrie aufhingen. Das war sehr malerisch, aber durchaus nicht königlich! —

Der Sturm von 1848 warf alle diese Krambuden um. Seit dem 28. Februar befahl ein Decret der provisorischen Regierung die Vollendung des Louvre. Einige Tage später verschwand jene klägliche hölzerne Galerie, und mit ihr alle Feuersgefahr. —

Im Laufe desselben Jahres schlug General Cavaignac ein Gesetz vor und ließ für dasselbe, welches die Wiederherstellung der beiden großen Säle, ferner der Säle, welche derzeit der französischen Malerei gewidmet waren, sowie der Apollo-Galerie, bestimmt, votiren. Ein Unternehmen, welches ungeachtet seiner ungewöhnlichen Schwierigkeiten von Herrn Felix Duban, einem der zur Lösung einer solchen Aufgabe befähigtsten Künstler unserer Zeit mit Schnelligkeit ausgeführt wurde. Endlich gab die constituirende Versammlung einem Plan ihre Zustimmung, welcher zum Zweck hatte, das Decret vom 28. Februar zu verwirklichen, das heißt, die Vollendung des Louvre. Der diesem Vorschlag beigegebene von Herrn Visconti herrührende Entwurf war, mit geringen Abänderungen, derjenige, welcher befolgt worden ist. —

Ueber zwei Punkte waren Alle einig: man mußte vor Allem tabula rasa machen; alle Gäßchen, alle Häuser niederreißen, welche den Raum zwischen dem Louvre und den Tuilerien einnahmen; sodann im Norden dieses frei gewordenen Raumes, zwischen beiden Palästen eine Verbindung herstellen, ähnlich der großen Galerie an der Wasserseite. Aber Visconti ging weiter: für das Innere dieses unermeßlichen Vierecks entwarf er den Plan zu verschiedenen anderen Baulichkeiten, welche mehrere Seitenhöfe einschließen sollten, die seiner Ansicht nach dazu dienten, den Mangel an Uebereinstimmung der beiden Hauptflügel zu verdecken. Wie künstlerisch dieser Plan auch immer entworfen war, gab er

doch ernstlichen Einwendungen Raum: zuvörderst war er sehr kostspielig; sodann hatte er die Unzuträglichkeit, à priori und unwiderruflich eine zum mindesten sehr schwierige Kunstfrage zu entscheiden.

Zwei imponirende Autoritäten, zwei Männer, welche von sehr verschiedenen Gesichtspunkten aus, doch beide von dem gleichen Gefühl für alles Große beseelt waren, Le Bernin und Napoleon I., hatten, mit der Vollendung des Louvre beschäftigt im Voraus gegen jeden Gedanken des Verbergens und gegen das Verbauen des prachtvollen zwischen beiden Palästen liegenden Raumes protestirt. In Napoleon's Augen mußte seine unermeßliche Größe selbst den Mangel der Uebereinstimmung ausgleichen. Er hatte sich darüber mehrfach ausgesprochen.

Obwohl Herr Visconti unzweifelhaft ein Baukünstler von gutem Geschmack war, glaubte doch die constituirende Versammlung, daß man wenigstens seine Ansicht und die der großen Männer, welche ich genannt habe, prüfend erwägen müsse. Ein Baumeister, welcher viel bauen will, ist immer etwas verdächtig. Die Versammlung dachte daher weise genug, daß man sich nicht unwiderruflich für die Zukunft binden müsse. Die mit Prüfung des Entwurfs beauftragte Commission entschied sich daher nur für die Expropriation und sofortige Demolirung aller in den Umkreis des vorgelegten Planes begriffenen Häuser, und verschob es, sich über die Zweckmäßigkeit der inneren Bauten auszusprechen, bis man den ganzen weiten Raum auf einmal überblicken und besser im Stande sein würde, zu entscheiden, welcher Plan der beste sei. Das solchergestalt abgeänderte Project hatte den Vorzug, die Frage der Kunst und der Zweckmäßigkeit noch offen zu lassen, ohne in irgend einer Weise den Anfang der Arbeiten zu hemmen. Aber die Ungeduld des Baukünstlers und die der Regierung fügten sich diesem Aufschub nicht. Und da die Umstände günstig waren, entstand aus dem Beschlüsse nur eine augenblickliche Verzögerung. Die constituirende Versammlung hatte ihre Arbeiten beendigt. Die Versamm-

lung, welche ihr folgte, war den Einflüssen der Regierung zugänglicher. Das Project wurde noch einmal vorgelegt und diesmal in seinem ganzen Umfange angenommen.

Der Regierung Napoleon's III. war es vorbehalten, das dem Prinzipe nach von der republikanischen Regierung beschlossene Werk auszuführen.

Ein Baukünstler von Genie wäre für dessen Ausführung nicht zu viel gewesen. Visconti hatte nur Talent. Er entwickelte dasselbe in den Einzelnheiten des Gebäudes, aber diese anmuthigen Einzelnheiten ersetzen nicht hinreichend die großen Fehler der Auffassung. Zudem hatte der Künstler den Fehler begangen, die äußere Façade des Louvre zum Mittelpunkt seines Planes zu machen. Diese Façade war eigentlich die hintere Seite, war in Folge dessen weniger reich verziert, als die übrigen Theile und so sah sich der neue Architect des Louvre gezwungen, die neuen Bauten mit mehr oder weniger überflüssigen Ornamenten zu überladen — im Widerspruch zu dem Prinzip, welches verlangt, daß das Hauptgebäude stets am reichsten dekorirt ist. Derselbe Fehler zeigte sich bei den Pavillons. Visconti, der um jeden Preis Großartiges schaffen wollte, fand unglücklicher Weise die Größe nur in der Masse. Sein Ausgangspunkt verliert sich zwischen vier ungeheuren Pavillons, welche die unermeßlichen Hauptgebäude einrahmen, das alte Louvre erdrücken, die Galerien belasten und das Schloß der Tuilerien lächerlich verkleinern. Dem Triumphbogen des Caroussel lassen sie kaum die Wichtigkeit, welche eine Pendel-Uhr in der Ausschmückung eines Salons haben kann. Und was soll man endlich von diesen vier Seitenhöfen sagen, welche das Publikum nie sieht, und die Sonne ebenso wenig; feuchte, eingeschlossene Plätze, die, die außer allem Verhältniß zu der Höhe der Gebäude stehen.

Der Tod Visconti's begründete das Glück eines bis dahin wenig bekannten Architecten, des Herrn Lefuel, welcher Mit-Director der Arbeiten gewesen war, und

seitdem die Ehre gehabt hat, mit der alleinigen Vollendung derselben beauftragt zu werden. Es würde heutigen Tages nicht leicht sein, genau den Antheil des Lobes und Tadels zu scheiden, welcher jedem der beiden Baukünstler gebührt. Die Fehler entspringen zum größten Theil aus der ursprünglichen Auffassung, aus dem angenommenen Plane. Aber es ist auch viel an den Einzelnheiten zu loben, viel, besonders in der Ausführung, zu bewundern. So war z. B. diese lange Reihe der von Terrassen überragten Säulengänge, welche die ganze innere Façade der neuen Gebäude beherrscht, eine glückliche Idee. Indem sie diesen übrigens so massiven Baulichkeiten ein wenig Leichtigkeit, etwas Malerisches und Piquantes geben, freuen sich die Spaziergänger, die an diesem Orte sehr zahlreichen Vorübergehenden im Voraus, hier einen köstlichen Schutz vor Regen oder Sonne zu finden. Zum Unglück hat man den unbegreiflichen Gedanken gehabt, sie dem Publikum zu verschließen.

Der einzige Schutzort, wo die Passage, wenigstens für Fußgänger frei ist, ist die lange offene Vorhalle, dem Palais Royal gegenüber, ohne Zweifel einer der am besten ausgeführten Theile des neuen Louvre. Diese Vorhalle bildet den Eingang zu der Bibliothek, welche sich früher unter der großen Galerie an der Flußseite befand, und das Hauptgebäude, welches auf derselben ruht, trennt den Hof des Staatsministerii von dem der Gensdarmen und Zouaven. Auf dieser Seite umschließt das neue Louvre zwei Ministerien und eine große Caserne. Die beiden Höfe der entgegengesetzten Seite und die unteren Stockwerke der sie umgebenden Gebäude sind für den Stalldienst des Kaisers in Anspruch genommen.

Napoleon's I. Auffassung war eine andere gewesen. In seinen Plänen zur Vollendung des Louvre trennte er streng allen Verwaltungs- oder Militairdienst, welcher die Sicherheit der Sammlungen hätte gefährden oder die Ruhe der Arbeiter hätte stören können. Aber die jetzige

Epoche hatte andere Bedürfnisse. Zum großen Bedauern vieler Menschen haben dieselben fast die ganze Gesammtheit der neuen Bauten beansprucht. Mit Muse nur sind zwei untere und drei oder vier obere freilich sehr schöne Säle, dem Museum hinzufügt worden, zum Ersatz für die Hälfte der großen Galerie, welche man demselben genommen hatte.

Ein Saal, Salle des Etats genannt, und unter anderen zu den Sitzungen bei Eröffnung der Kammern bestimmt, war in dem Gebäude vorbehalten, welches die beiden kleinen südlichen Höfe trennt. Er hat den Erwartungen, welche man von ihm hegte, nicht entsprochen, und muß bald durch einen andern ersetzt werden. Zum Unglück macht seine Bauart ihn noch weniger geeignet, einen Theil des Museums zu bilden, dessen Mittelpunkt er einnimmt, und man sieht nicht recht ein, wozu er in Zukunft dienen soll.

Der neue Louvre ist das größte Bauwerk der jetzigen Regierung, eines von denen, welche die Nachwelt ohne Zweifel am meisten bewundern wird. Welche Fehler man ihm auch vorwerfen könnte, diese prachtvolle Gesammtheit von Gebäuden, vom Platze des Caroussel aus gesehen, mit der grünen Oase, welche so glücklich deren Mitte einnimmt, imponirt schon durch ihre Masse sowie durch die Entwickelung ihrer Linien, und empfiehlt sich auch dem Anspruchsvollsten durch eine Menge geschickt behandelter Einzelnheiten. Man hätte zweifelsohne Besseres leisten können, aber wie groß auch die Unvollkommenheiten des Bauwerkes sein mögen, etwas so Mächtiges läßt denjenigen nie gleichgültig, der es zum ersten Male betrachtet.

Der Louvre war endlich vollendet (alle Welt wenigstens glaubte das), als plötzlich neue Arbeiten von großer Wichtigkeit unternommen wurden. Es handelte sich um nichts Geringeres, als um die vollständige Umbauung der Hälfte der Gebäude am Quai, welche den Louvre mit den Tuilerien verbinden, dieser Hälfte, welche von Dupeyrat in einem von dem Uebrigen so verschiedenen

Style errichtet und zu Anfang dieses Jahrhunderts sehr wenig dauerhaft von Percier und Fontaine wieder hergestellt wurden. Sie war, wie man sagte, dem Einsturz nahe, wurde nieder gerissen, ist jetzt bereits größtentheils wieder aufgeführt, und zwar in dem viel malerischeren Style der anderen von Métezeau erbauten Hälfte. Aus dem Gesichtspunkt des Künstlers betrachtet, ist diese Veränderung nur vortheilhaft, wenn nur der neue Architect sich nicht hätte verleiten lassen, in seiner Nachbildung beträchtliche Abweichungen einzuführen, welche deren Charakter auffallend verändern.

Es bleibt nun noch übrig, zwischen dieser neuen Façade und der von Métezeau ein Gebäude aufzuführen, welches den symmetrischen Mittelpunkt bildet. Dieses Gebäude, welches, wie man sagt, den neuen Ständesaal enthalten soll, wird von beträchtlichem Umfang werden. Zur Seite wird ein Pavillon symmetrisch den Pavillon Lesdiguières wiederholen, und zwischen zwei anderen werden drei breite Säulengänge, welche bereits gewölbt sind, eine Durchfahrt für die Wagen bilden. Es wäre Verwegenheit, im Voraus den künstlerischen Werth dieser neuen Baulichkeit beurtheilen zu wollen. Aber wir können den Louvre nicht verlassen, ohne jener prachtvollen Galerie ein Bedauern zu schenken, welche jetzt mehr als zur Hälfte verstümmelt, in der Länge von beinahe einem halben Kilometer, zwischen zwei Palästen eine innere Verbindung herstellte, welche nicht ihres Gleichen in der Welt hatte. Der Palast der Tuilerien wird durch diese Verstümmelung des Louvre vielleicht einige Gemächer mehr gewinnen. Aber für die Kunst, für die Museen wird es stets ein unersetzlicher Verlust sein.

Durch diese Verbindung des Louvre mit dem Palaste der Tuilerien sieht man sich natürlich darauf hingeführt, von dem einen zu sprechen, wenn man von dem andern gesprochen hat. Und dann, wie viele überraschende Aehnlichkeiten bieten sich in der Geschichte der Erbauung dieser beiden Paläste! Derselbe Ausgangspunkt, dieselben Umwandlungen! Im Prinzipe das reine aber beschränkte

Werk des sechszehnten Jahrhunderts mit seiner ganzen Eleganz und Vornehmheit. Dann kommt Heinrich IV., der die Symmetrie des Bauwerkes unterbricht, um es fast bis an das Ufer des Flusses zu führen, wie es Catharina von Medicis mit ihrem Flügel des Louvre gethan hat. Dann erscheint Ludwig XIV., welcher, ohne etwas zu erfinden, das Werk vollendet, indem er es schwerfällig macht, und überall den Glanz an die Stelle der Eleganz treten läßt.

Jederman kennt den Ursprung der Tuilerien, dieser königlichen Laune der stolzen Katharina. Philibert Delorme, wie man versichert, von der Königin selbst inspirirt, war der erste aber nicht der alleinige Erbauer: Bullant stand ihm zur Seite. Das ursprüngliche Werk zeigte als Mittelpunkt eine kleine Kuppel, die eine Wendeltreppe umschloß und durch Galerien mit Terrassen mit zwei großen Pavillons in Verbindung stand, die den Schluß des Ganzen bildeten.

Heutiges Tages ist davon nicht viel mehr vorhanden; Alles ist in dem folgenden Jahrhundert mehr oder minder umgestaltet worden. Der ursprüngliche Plan, welcher nie zur Ausführung gekommen ist, zeigte zwei Flügel im rechten Winkel mit den Seiten-Pavillons. Statt dessen verlängerte Ducerceau, dem Heinrich IV. die Leitung des Werkes anvertraut hatte, das Gebäude in gerader Linie bis an das Ufer der Seine, wo er den Pavillon der Flora erbaute, den er durch schwerfällige und massive Hauptgebäude mit dem südlichen Pavillon des ursprünglichen Baues verband. Die Symmetrie war also zerstört. Ludwig XIV. stellte sie wieder her, indem er gegen Norden und in demselben Styl die Baulichkeiten Ducerceau's wiederholte bis an den Pavillon Marsan, welcher sich als Gegenstück zu dem Pavillon der Flora, erhebt. Unglücklicherweise begnügte sich Levau, der Baumeister des großen Königs damit nicht. Da er alle Theile des Palastes in Einklang bringen wollte, entstellte er das Werk Philibert Delorme's vollständig, setzte eine neue Treppe an die Stelle derjenigen

im Centralpavillon, führte eine in Wahrheit sehr schöne Vorhalle durch denselben hindurch, machte ihn aber schwerfällig, indem er ihn erhöhte, und ersetzte die Kuppel durch die abscheuliche Haube, welche man noch jetzt sieht.

Was die Höfe des Schlosses anbetrifft, so ist auch deren Anlage vielfach verändert worden. Ursprünglich befand sich der Garten des Palastes auf dieser Seite. Aber Ludwig XIV. zerstörte ihn im Jahre 1665, und seitdem bis zum Augenblick der Revolution theilten Wirthschaftsgebäude von geringer Höhe diesen weiten Raum in drei Höfe, deren größter gewissermaßen an den ursprünglichen Plan Catharina's von Medicis erinnerte. Dort spielten mehrere der großen Akte der Revolution, insbesondere die Einnahme der Tuilerien am 10. August. Der Theil des eingeschlossenen Gitters, welcher dem Triumphbogen am nächsten liegt, ist, sagt man, derselbe, welchen das Volk an diesem Tage blutigen Andenkens mit Gewalt entfernte. Die vollständige Räumung und die Umfriedigung des Hofes der Tuilerien, so wie wir sie heute sehen, rühren von Napoleon I. her.

Aber, halten wir hier inne. Ein anderer Führer, welcher besser als irgend Jemand den Leser zu bezaubern wissen wird*), erwartet ihn an an der Schwelle des Palastes. Ueberlassen wir ihm die Sorge, alle Pracht desselben zu beschreiben und seine, an großen Ereignissen so reiche Geschichte zu erzählen.

Der Palast des Luxembourg.

Wir sahen eben, wie Catharina von Medicis, während sie einer rein persönlichen Laune zu genügen glaubte, ohne es zu ahnen, die Wohnung einer langen Reihe von Herrschern vorbereitet hatte. Es ist merkwürdig,

*) Man sehe den Artikel: die Tuilerien von A. Houssaye.

daß Paris zwei Frauen aus diesem Hause seine beiden schönsten Paläste verdankt: der Tuilerien-Palast wurde für Catharina, das Luxembourg für Maria erbaut. Das letztere dieser beiden Bauwerke war ohne Zweifel das vollständigere. Von den jetzigen Tuilerien hatte Catharina nur den Kern erbaut. Das Luxembourg dagegen ging aus Marien's Händen vollendet, so, wie es heutigen Tages ist, oder wenigstens vor kaum noch dreißig Jahren war, hervor.

Es war im Jahre 1612 als Regentin Maria von Medicis, beschloß, diese prächtige Wohnung für sich zu bauen. Zu diesem Zweck erwarb sie zuerst das Hôtel von Piney-Luxembourg, welcher letztere Name dem neuen Gebäude bleiben sollte, dann vereinigte sie damit große Ländereien, welche, mit dem Garten des Hôtel, fortan ein Ganzes von etwa funfzig Morgen bildete. Es war ein prachtvoller Platz. Die Erbauung ihres Palastes vertraute die Königin einem Baukünstler von großem Verdienste an, welcher allgemein unter dem Namen Jacob de Brosse bekannt ist, obgleich neuere Nachforschungen festzustellen scheinen, daß sein wahrer Vorname Salomon war. Dank dem Eifer desselben, wurden die im Jahre 1615 begonnenen Arbeiten so thätig fortgeführt, daß der Palast fünf Jahre später schon bewohnbar war. Das Luxembourg verdankt dieser Schnelligkeit der Ausführung eine Einheit und Gleichartigkeit des Styls, welche nur sehr wenige Bauwerke in diesem Grade besitzen.

Dieser Styl ist ungemein großartig. Außer am Portal und an der kleinen Kuppel der Gartenseite besteht der ganze äußere Schmuck in Pilastern toskanischer und dorischer Ordnung und in reichem, vorspringendem Simmswerk. Einige Schriftsteller haben behauptet, daß de Brosse, um den Geschmack der Königin zu schmeicheln, sich bemüht habe, die Ansicht gewisser florentinischer Paläste, besonders die des Palastes Pitti nachzuahmen. Wer aber die Hauptstadt Toscanas besucht hat, hat sich überzeugen können, daß dies nicht der Fall ist. Ob-

wohl durch ältere Bauwerke classischen Styls inspirirt, hat de Brosse's Werk im Gegentheil das besondere Verdienst, ganz und gar Original und so recht ein Product französischen Geistes zu sein. Der Plan desselben ist einfach und gerade deshalb edel und wahrhaft großartig. Das Hauptgebäude ist an den vier Ecken in vier große Pavillons eingefügt und nach der Gartenseite zu mit einem kuppelgeschmückten von zwei Terrassen flankirten Vorbau versehen. Zu beiden Seiten des Hofes ziehen sich Seitenflügel hin. Den Schluß nach der Straße bilden eine Reihe von Arkaden mit Terrassen. Ein monumentales, durch eine kleine Kuppel gekröntes Portal, vervollständigt das Ganze. Dieses Ensemble entspricht so ziemlich dem ursprünglichen Plane, der nur geringe Abänderung erlitten hat. Man könnte selbst sagen, daß der Palast der Maria von Medicis als Bauwerk vollkommen unberührt geblieben sei, wenn nicht seiner jetzigen Bestimmung zunächst eine gänzliche Veränderung der inneren Eintheilung erforderlich gemacht, und später auch die Verdoppelung der Tiefe des Hauptgebäudes veranlaßt hätte. Diese letztere, unter Louis Philippe's Regierung vorgenommene Veränderung war bei weitem die schwierigste. Sie ist sehr geschickt durch die Erbauung zweier neuer, den andern ganz ähnlicher Pavillons versteckt worden, zwischen denen der Baumeister des Luxembourg genau die alte Façade wiederholt hat, indem er dasselbe nur ein wenig weiter in den Garten hineinrückte. Solchergestalt haben die Kammer der Pairs und heutigen Tages der Senat sich bequem einrichten, und auch ihre schöne Bibliothek in dem Hauptgebäude unterbringen können, welches, nach dem ursprünglichen Plane, nur eine monumentale Treppe und zwei große Säle an jedem Stockwerke enthielt. Die Gemächer der Königin Maria befanden sich in den beiden großen Pavillons zur Rechten. Ihr Zimmer, das anstoßende Cabinet, ihre Kapelle, waren Wunder der Eleganz, des Luxus und guten Geschmacks. Man kann das noch nach dem schön gemalten und vergoldeten

Getäfel beurtheilen, welches aus diesen Gemächern herstammt, und welches man zum Schmuck eines der Säle des Erdgeschosses neben der neuen Kapelle benutzt hat. Dieses reiche Getäfel, einziger Ueberrest der Privat-Gemächer der Maria von Medicis, war von den berühmtesten Künstlern jener Epoche gemalt und verziert. Die allegorischen Figuren werden van Thulden, die Plafonds van Hoeck, die Landschaften van Huden, die Arabesken Johann von Udine zugeschrieben.

Alles in den Gemächern der Königin entsprach diesem Luxus der Ausschmückung. Prachtvolle Kamine mit Bildhauerarbeiten und Vergoldungen verziert, schmückten die verschiedenen Zimmer, die Ballustrade, welche das große Paradebett umgab, war von Silber, wie auch die Feuerböcke des Kamins, und das Silber hatte ebenfalls bei der Fassung der Fensterscheiben der Kapelle das Blei ersetzt. Endlich, als ein feinerer, und vom Gesichtspunkte der Kunst betrachtet, viel interessanterer Luxus öffnete sich aus diesem prachtvollen Gemache der Eingang in die große Gallerie, in welcher Rubens in vier und zwanzig Gemälden die ganze Geschichte der Maria von Medicis darzustellen beauftragt war. Diese berühmte Sammlung wurde in weniger als drei Jahren, (1621—1623) vollendet. Sie ist jetzt einer der Glanzpuncte unserer Museen geworden. Die Gallerie, welche sie ursprünglich zierten, nahm den rechten Flügel des großen Hofes ein. Zum Theil an dieser Stelle ist die neue Ehren-Treppe erbaut. Der andere Flügel sollte eine ähnliche Gallerie erhalten, welche, als Gegenstück die Ereignisse unter Ludwig's XIII. Regierung darstellen sollte. Aber Maria von Medicis hatte nicht Zeit, sie zu vollenden. Sie hatte kaum die Zeit, das Palais Luxembourg zu bewohnen. Bald verließ die arme Königin, schon einmal verbannt, geächtet von dem Staatsmann, in welchem sie ein gelehriges Werkzeug zu finden geglaubt hatte, für immer diese schöne Residenz, während vor ihrer Thüre der nunmehr allmächtige Richelieu in dem kleinen Luxembourg thronte, welches er von Maria's kaum noch gebildeten Besitzung abgerissen hatte.

Maria von Medicis vermachte ihrem zweiten Sohne, Gaston Herzog von Orléans ihren prachtvollen Palast nebst dazu gehörenden Grundstücken. Dann erbte ihn die berühmte Mademoiselle de Montpensier, nach dieser ihre Schwester, Elisabeth von Orléans. Nach dieser fiel Alles wieder an die Krone, aber nur auf kurze Zeit, denn bei Ludwig's XIV. Tode wurde die Familie Orléans noch einmal Besitzerin des Luxembourg. Aber, als wäre es das Schicksal dieses Palastes gewesen, immer wieder in Frauenhände zurückzufallen, überließ ihn der Regent bald seiner nur zu berühmten Tochter, der Herzogin von Berry. Das sagt, zur Genüge, wie viele Intriguen sich dort anknüpften, die einen politischer, die andern noch geheimnißvollerer Natur.

Was das kleine Luxembourg betrifft, so war es aus den Händen Richelieu's in die der Herzogin von Aiguillon, seiner Nichte, dann auf das Haus Condé übergegangen. Erst 1778 fanden sich beide Besitzungen, das große und das kleine Louxembourg auf's Neue vereinigt, um eine einzige Apanage, die des Grafen von Provençe zu bilden, welcher dasselbe bis zur Revolution besaß.

Hier endigen die fürstlichen Geschicke des Luxembourg und seine politischen Jahrbücher beginnen. Aus dem Palaste wurde zuerst ein Gefängniß: es war die Zeit des Terrorismus. Beauharnais, seine Gattin, die nachmalige Kaiserin Josephine, Camille Desmoulins, Danton und tausend andere minder berühmte Personen erwarteten hier nach einander die Urtheilssprüche des schrecklichen Tribunals.

Gleichwohl verdiente das Luxembourg eine edlere, höhere Bestimmung. Kaum hat der Sturm ausgetobt, so läßt sich die erste, einigermaßen geregelte Regierung, welche sich bildet, das Directorium, in demselben nieder. Das Luxembourg wird wieder Palast und soll seinen alten Glanz wieder finden. An diese Periode seiner Geschichte knüpft sich eine denkwürdige Feierlichkeit, der triumphirende Empfang des jungen Siegers von Italien. Das Fest fand im Hofe des Palastes statt. Dieser

wurde zu der erwähnten Veranlassung vollständig restaurirt und von einem Ende zum andern nivellirt, wodurch die Balustrade von weißem Marmor verschwand, welche ursprünglich den hinteren, einen inneren Schloßhof bildenden Theil des Raumes einschloß. Das Fest war, wie man sagt, glänzend. Aber der 18. Brumaire nahte, und bald sollte eben dieser General Bonaparte dieselbe Regierung stürzen, welche ihm einen so glänzenden Empfang bereitet hatte. Das Luxembourg verlor dabei nichts. Statt der Directoren waren es die Consuln, welche im Palaste der Maria von Medicis ihre Sitzungen hielten. Endlich erlangte derselbe 1801 als Palais du Sénat conservateur eine neue Bestimmung, welche er bald unter diesem, bald unter jenem Namen bis auf unsere Tage behielt. Abwechselnd Senat und Pairskammer hat das Luxembourg nur zu oft dieselben Männer, als ob sie Immobilien wären, auf denselben Bänken sitzen sehen und hat sie leider! dem Platze treuer gefunden als der Fahne.

Während der Revolution, ja selbst schon vor derselben, vollständig vernachlässigt, war das Luxembourg in einen solchen Zustand des Verfalls gerathen, daß man das Innere vollständig wieder herstellen und erneuern mußte, um es zu der Bestimmung geschickt zu machen, welche es demnächst behalten sollte. Zu eben dieser Zeit vollendete man die große Gallerie, welche den linken Flügel auf dem Hofe bildet, und wo im Jahre 1817 das sogenannte Museum des Luxembourg gegründet wurde, welches speciell den Werken lebender Künstler bestimmt ist.

Aber ungeachtet der vielen, mit seiner inneren Eintheilung vorgenommenen Abänderungen blieb doch Maria's von Medicis alter Palast sehr unzureichend für die Sitzungen eines der ersten Staatskörper. Den großen politischen Prozessen gegenüber, welche unter Louis Philippe's Regierung stattfanden, und besonders, als man ernstlich daran dachte, die Oeffentlichkeit der Sitzungen zu sichern, ward es unerläßlich, das Hauptgebäude be-

trächtlich zu vergrößern. Vom Standpunkte der Kunst betrachtet, war es eine sehr mißliche Sache, den ursprünglichen Plan Jacob's De Brosse abzuändern, und dessen schöne Einheit zu zerstören. Es wäre wünschenswerth gewesen, daß man das hätte vermeiden können. Wir haben schon gesagt, mit welchem Geschmack, welchem Takt, welcher Pietät für das Vorhandene Herr von Gisors diese schwere Aufgabe gelöst hat. —

Die gerichtlichen Annalen des Palastes weisen eine Menge berühmter, historisch wichtiger Prozesse nach, wie z. B. die traurige Verurtheilung des Marschall Ney, die des Meuchelmörders Louvel, die der Minister Carl's X., den berühmten April-Prozeß, dessen Coryphäen Einer Carrel war, den Prozeß von Boulogne, den des Herzogs von Praslin, den des Fieschi und die der sieben oder acht anderen Königsmörder, welche nach einander Louis Philippe's Leben gefährdeten. —

Wir sprechen nicht von den parlamentarischen Annalen des Luxembourg. Es ist hier nicht der Ort, um eine Geschichte des Senats oder der Pairie zu schreiben. Ein Wort nur über die interimistische Bestimmung, welche das Luxembourg 1848 erhielt. Zum zweiten Male in 18 Jahren hatte das Volk von Paris das Institut der Pairie umgestoßen. Der Platz war leer, und eben dieses Volk kam eines schönen Tages auf den Einfall, ihn selbst einzunehmen. Im Frühjahr 1848 kam die Commission zur Organisation der Arbeit, die sogenannte Commission du Luxembourg, um sich, in der Blouse, auf den seidenen Polstern der ehemaligen hohen Kammer nieder zu lassen.

Zu derselben Zeit bewohnte der verehrungswürdige Präsident der provisorischen Regierung offiziell das kleine Luxembourg. Dies dauerte indessen nicht lange, und das Gebäude blieb von Neuem leer, bis in letzter Zeit, wo der jetzige Senat dort seine Sitzungen hält. —

Sagen wir nun einige Worte über den Garten!

Abwechselnd vergrößert, verkleinert, wieder vergrößert erlitt dieser arme Garten des Luxembourg neuerlich

eine Verstümmelung, welche, wie man weiß, vielfaches Murren veranlaßt hat. Maria von Medicis hatte, wie wir gesehen, von Anfang an große Opfer gebracht, um ihren Besitz zu arrondiren, sowohl durch Tausch, als durch andere Eigenthumserwerbung. Der Baumeister des Palastes, Jacob De Brosse, hatte ebenfalls die Gärten gezeichnet; und, obwohl sein Plan seitdem oft umgeändert worden, bleibt doch noch genug davon übrig, um den Ruf zu rechtfertigen, dessen sich der schöne Garten erfreute. Er erstreckte sich ursprünglich gegen Westen, bis zu dem Punkte, wo jetzt die Rue de l'Ouest die Rue de Fleurus kreuzt. Aber gegen Ende des vorigen Jahrhunderts veräußerte der Graf von Provence, dem es stets an Geld fehlte, dem Andrängen einiger Spekulanten nachgebend, diesen entlegenen Theil des Gartens, auf welchem nun die Rue „Madame", zu Ehren der Gemahlin des Prinzen so genannt, angelegt wurde. Bald aber erhielt das Luxembourg eine reiche Vergütung für diese theilweise Verstümmelung. Als die große Besitzung der Chartreux gleich allen anderen Klostergütern Nationaleigenthum geworden war, benutzte der Convent dieses, um dem alten Garten beträchtliche Ländereien zuzulegen, auf welchen man die prächtige Allee des Observatoriums, Allée de l'Observatoire, anpflanzte. Nach und nach entstand hier ferner eine Muster-Baumschule, und verschiedene Versuchsgärten wurden angelegt. Grade dieser den Spatziergängern so liebe und für die Wissenschaft so kostbare Theil ist es, welcher zum Opfer gefallen.

Die alten Partien des Gartens haben ebenfalls wichtige Veränderungen erfahren. Auf der westlichen Seite wird die von dem Garten getrennte Platanen-Allee zur Verlängerung der Rue Bonaparte benutzt, und nach Osten hin haben Nivellirungsarbeiten stattgefunden, in deren Folge viele der alten Bäume gefällt wurden. Auch zur Anlage der Rue Médicis werden Veränderungen aller Art vorgenommen. Aber noch immer kann man am Ufer eines von prachtvollen Platanen um-

kränzten Teiches den schönen ländlichen Brunnen bewundern, welcher von Jakob De Brosse erbaut wurde und zu dem Styl des Palastes in herrlicher Harmonie steht.

Bemerken müssen wir endlich, wenn auch nur der Erinnerung wegen, die neue Orangerie und das Kloster der „Filles du Calvaire", ein hübsches Gebäude aus dem sechszehnten Jahrhundert, welches an das kleine Luxembourg stößt und dessen Ansicht glücklicherweise frei geworden ist, als man 1848 das Gefängniß des Palastes zerstörte.

Wir haben eben zwei aus demselben Blute entsprossene Königinnen genannt, die beide ehrgeizig, obwohl mit sehr verschiedenen Fähigkeiten begabt, sobald ihnen die höchste Gewalt in die Hände fiel, Beide nichts Eiligeres zu thun hatten, als einen kostbaren Palast zu ihrer ausschließlichen Benutzung zu bauen.

Es scheint, daß das Glück bei Jedermann denselben Rausch erzeugt. Selbst Richelieu, der Anfangs im kleinen Luxemburg im Schatten und gleichsam unter den Flügeln seiner ersten Beschützerin wohnte, begnügte sich bald nicht mehr mit dieser bescheidenen Wohnung; auch er träumte von einem Palast, welcher an Glanz mit dem seines Gebieters wetteifern sollte. Zu diesem Zwecke wurde eine ganze Gruppe schöner Häuser, das Hôtel d'Estrées, das Hôtel von Rambouillet und einige andere, nur wenige Schritte vom Louvre belegene Gebäude im Jahre 1624 angekauft und sogleich niedergerissen. Wie durch einen Zauber erhob sich auf diesem weiten Platze ein neuer Palast, welchen man nach seinem stolzen Gründer zunächst das „Palais-Cardinal" nannte.

Welche interessante Erinnerungen könnte man nicht, veranlaßt durch diesen alten Palast, wachrufen, der gegenwärtig in allen seinen Theilen erneuert ist!*) Welche seltsamen Anekdoten seit jenen so pomphaft in Scene gesetzten Trauerspielen des Cardinal-Ministers, welche

*) Man sehe den Artikel von A. Villemot über den Garten und die Gallerien des Palais Royal.

ach! sehr mittelmäßig sind, bis zu den zahllosen Lustspielen der Fronde!

Der alte Bibliothekar Louis Philipp's, Vatout, hat einen ganzen Band damit angefüllt.

Nichts kam, wie man sagt, der Pracht gleich, welche Richelieu in seinem Palaste entfaltete. Nachdem er bis zu seinem Tode in demselben gethront, machte er dem armen Könige, der unter seinen Befehlen regiert hatte, großmüthig ein Geschenk mit demselben, und so geschah es, daß das Palais Cardinal den Namen Palais Royal annahm, um ihn bis heutigen Tages zu behalien. Nachdem Ludwig XIII. den Cardinal nur wenige Monate überlebt hatte, bezog Anna von Oesterreich, mit der Regentschaft bekleidet, diesen Palast. Man kann also sagen, daß es dort war, wo Ludwig XIV., noch ganz Kind, fast seine ersten Schritte that, ja daß er selbst, wenn man den Chronikenschreibern Glauben schenken soll, hier seinen ersten Fall that, indem er eines schönen Tages in das Bassin des kleinen Gartens fiel, auf dessen Stelle man später das Théâtre Français erbaute. Uebrigens bewohnte Ludwig XIV. das Palais Royal nicht lange. Im Jahre 1652 verließ er dasselbe, um nicht wieder dahin zurückzukehren. Im Jahre 1661 wurde dieser Palast die Residenz seines Bruders, dem er denselben schließlich im Jahre 1692 als Apanage gab. — Die Geschichte des Palais Royal verschmilzt nunmehr mit derjenigen der Herzöge von Orléans.

Es genügt zu sagen, daß unter der Regentschaft nicht Alles dort auf ganz exemplarische Weise zuging. Fragen wir diese Mauern nicht, das möchte uns viel zu weit führen. Seit jener Epoche hat das Palais Royal ein neues Gewand angelegt. Von dem alten Palaste, welcher nach einander die drei so verschiedenen Eminenzen Richelieu, Mazarin und Dubois vorüber ziehen sah, ist heutigen Tages nichts mehr übrig, als die Gallerie, welche die Gallerie der Schiffsschnäbel, galerie des Proues, heißt, weil man dort eine Menge von Schiffsschnäbeln in Bildhauerarbeit angebracht hat, als Em-

blême der Würde des Großadmirals von Frankreich, welche Richelieu bekleidete. Alles Uebrige ist in dem vorigen und in diesem Jahrhundert gänzlich umgestaltet oder umgebaut. Die bestimmende Veranlassung zu diesem Wiederaufbau war zunächst die Feuersbrunst im Opernhause, welche am 6. April 1763 stattfand. Da das Theater an den Palast stieß, hatte das Feuer schnell auch diesen ergriffen und einen ganzen Flügel desselben zerstört. Der Baukünstler Moreau wurde beauftragt, den Schaden wieder herzustellen. Ihm verdankt man die Façade nach der Seite des Platzes des Palais Royal mit ihrem schönen Eingange durch drei Thore, welche vermittelst durchbrochener Arcaden mit den die beiden Flügel des Hofes schließenden Pavillons in Verbindung stehen. Zur Ausschmückung dieses Hofes, welche gleichfalls von Moreau herrührt, sind für das Erdgeschoß dorische Säulen, für das erste Stockwerk Säulen der jonischen Ordnung in Anwendung gebracht worden. Der Vorbau des Gebäudes ist mit einer Attika und rundem Fronton gekrönt. Ein geräumiger Vorbau mit drei Säulengängen dient zur Verbindung des ersten Hofes mit dem „Ehrenhofe", und die Façade dieser letzten Seite besitzt gleichfalls einen Vorbau, dessen erstes Stockwerk mit cannelirten Säulen verziert und dessen Attika mit Statuen geschmückt ist, die wir dem Meißel Pajou's verdanken.

Während Moreau solchergestalt die äußeren Façaden des Palastes wieder herstellte, leitete Contant, ein anderer Baukünstler von vielem Geschmack, den inneren Umbau. Letzterem verdankt man unter Anderen die berühmte und prächtige Ehrentreppe mit doppelter Rampe in einem ovalen Treppenhause, welche zu den Zimmern des ersten Stockwerks führt.

Die Zeiten hatten sich geändert. Das war nicht mehr die schwerfällige Pracht des Jahrhunderts Ludwig's XIV., fürstliche Eleganz trat fortan an die Stelle königlichen Glanzes. Das Palais Royal, die noch ungeahnte Wiege einer künftigen Dynastie, trug selbst bald

der bürgerlichen Strömung der Zeit Rechnung. Der Herzog von Chartres, später unter dem Namen Philippe Egalité berühmt, faßte, als er noch während des Lebens seines Vaters Eigenthümer des Palais Royal geworden war, alsbald einen Plan, welcher, indem er seine Residenz verschönerte, derselben einen sehr beträchtlichen Ertragswerth geben mußte. Bis dahin hatte der sehr weitläufige Garten des Palais Royal die Unbequemlichkeit, daß eine Menge benachbarter, zum Theil sehr schlecht gebauter Häuser die Aussicht gerade auf denselben hatten.

Nach dem Plane des Herzogs von Chartres handelte es sich um nichts Geringeres, als den gedachten Garten vermittelst dreier Seitenstraßen zu isoliren und denselben in eine lange Reihenfolge gleichmäßiger Bauten einzurahmen, welche im Erdgeschosse mit Gallerien geschmückt werden sollten, die einen Spatzierweg bildeten; — mit einem Worte, es handelte sich darum, das Palais Royal so zugestalten, wie wir es heute sehen, mit seinen für den Handel bestimmten Läden und seinen zu vermiethenden großen Häusern. Aber das Palais Royal war Apanage, eine solche Operation konnte nicht ohne Autorisation des Königs vorgenommen werden. Ueberdieß mußte das Project des Herzogs von Chartres bei Hofe auf sehr vielen Widerspruch stoßen. Ein Prinz vom Geblüte sollte sich aus Spekulation mit einem Bazar umgeben: der bloße Gedanke schon empörte, wie man leicht begreifen wird, Versailles. Der Prinz wurde mit Spottgedichten überhäuft: Carricaturen, heimliche Maueranschläge, nichts fehlte. Und gleichwohl wurde ihm das Patent, welches er von dem Könige erbat, im Laufe des Jahres 1785 bewilligt. Man kann sich zu demselben kaum genug Glück wünschen, denn aus demselben ist ein Ensemble von Bauwerken hervorgegangen, welches einzig in seiner Art, bewundernswürdig für seinen Zweck geeignet, zugleich großartig und eigenthümlich ist und eine Anziehungskraft ausübt, welcher kein Fremder widersteht. —

Die Idee des Herzogs von Chartres wurde mit seltenem Glück von dem Baukünstler Louis ausgeführt, den die Erbauung des großen Theaters von Bordeaux schon berühmt gemacht hatte. Der von diesem geschickten Manne angenommene nnd befolgte Plan besteht aus drei ungeheuren Gebäuden, deren Façaden die drei Seiten des Gartens begrenzen. Im Erdgeschosse befindet sich eine fortgesetzte Gallerie mit hundert und achtzig Säulendurchgängen und zwischen diesen wurzelnd, rahmen große cannelirte Pilaster von vierzig Metres Höhe die oberen Stockwerke ein, welche in ihrer ganzen Länge von einer mit Vasen geschmückten Balustrade gekrönt werden. Hinsichtlich der Höhe vollkommen der Entwickelung des Terrains angemessen, bilden diese weitläufigen, durch so viele Durchgänge leichter erscheinenden Gebäude eine Einfriedigung des Gartens, welche man sich nicht glücklicher denken könnte, und geben ihm eine Regelmäßigkeit, ein Ebenmaß, welche kein Bedauern über das Wenige, was er an Ausdehnung verloren hat, aufkommen lassen. Ein viertes Gebäude, zur Wohnung des Prinzen bestimmt, sollte sich zwischen dem Garten und dem Ehrenhofe erheben. Schon war der Grund dazu gelegt, als die Revolution ausbrach. Seitdem hat man darauf verzichtet, und man hat wohl daran gethan. —

Das Palais Royal hat, so lange es dem Hause Orléans gehörte, immer prachtvolle Sammlungen von Kunstgegenständen und Seltenheiten in sich vereinigt. Die von dem Regenten angelegte und von seinem Sohne fortgesetzte Gemäldesammlung war eine der schönsten, welche mau kannte. Ihre Trümmer haben alle Muséen Europa's bereichert. Nach der Revolution, beim Sturze des Kaiserreiches, als der Herzog von Orléans sich wieder in den Besitz des Palastes seiner Väter gesetzt sah, verband er eine Sammlung neuer Gemälde mit derselben. Diese wurde während der Februar-Tage zum größten Theile geplündert und verbrannt, und dies ist der einzige Akt von Vandalismus, dessen sich das Volk

von Paris im Jahre 1848 schuldig gemacht hat. Aber keine politische Leidenschaft vermögte denselben zu entschuldigen.

Louis Philippe hatte, bevor er König wurde, viel für das Palais Royal gethan. Zu Anfang dieses Jahrhunderts nahmen noch sehr häßliche Häuser die ganze östliche Seite des „Ehren-Hofes" ein, schmutzige Galerien von Holz, das „Lager der Tartaren" genannt, und sehr wenig besucht, trennten eben diesen Hof vom Garten. Louis Philipp war es, welcher die schöne Gallerie Orléans, welche die Gebäude des „Ehren-Hofes" vervollständigte, sowie den Hof Nemours baute.

Alle Welt weiß, in Folge welcher Ereignisse die Krone auf das Haupt Louis Philippe's gelangte, und wie seine Regierung, die im Palais Royal begonnen, achtzehn Jahre später in den Tuilerien endigte.

Das Palais Royal, damals unter Sequester gelegt, wurde im Jahre 1849 der Ausstellung der Werke lebender Künstler gewidmet. Seit dem Kaiserreiche ist es dem alten König Jerôme, und später dessen Sohne, dem Prinzen Napoléon zur Verfügung gestellt worden, welcher Letztere es gegenwärtig bewohnt.

Das Elysée.

Man sollte wirklich meinen, daß es Bestimmung jedes der Paläste von Paris gewesen, als Ausgangspunkt einer Dynastie zu dienen. Die Bourbonen der älteren Linie hatten den Louvre bewohnt, bevor sie nach den Tuilerien kamen. Bonaparte, ehe auch er seinerseits dahin kam, war zuvor im Luxembourg gewesen. Die Orléans hatten das Palais Royal zum Ausgangspunkte gehabt: nun endlich finden wir Napoléon III. welcher, als Präsident der Republik damit anfängt, das Elysée zu bewohnen. Wir wollen auch von diesem reizenden Palaste des Elysée ein Wörtchen sagen:

Sein erster Herr, derjenige welcher ihn erbauen ließ, war der Graf d'Evreux. Dieser jüngere Sprößling des Hauses Bourbon hatte die Tochter des Finanziers Crozat geheirathet; eine, durch ein unermeßliches Vermögen ausgeglichene Mesalliance. Als er sein Hôtel außerhalb der Stadt, am Ende einer noch wenig bewohnten Vorstadt baute, dachte der Graf von Evreux sicherlich nicht, daß diese Lage eines Tages die gesuchteste, beneidenswertheste in ganz Paris sein würde. Wie dem auch sein mag, er sparte nichts, um sich eine seines Vermögens und Ranges würdige Wohnung zu schaffen. Der im Jahre 1718 begonnene Bau wurde dem Talente des Architekten Molet anvertraut. Gleichwohl hat der Palast des Elysée seitdem so viele auf einander folgende Veränderungen erlitten, daß kaum der allgemeine Entwurf, der Plan der Gebäude, wie wir sie heutzutage sehen, als persönliches Werk des ersten Baumeisters betrachtet werden kann.

Als der Graf von Evreux ohne Kinder starb, ging sein Hôtel in die Hände der Frau von Pompadour über. Diese verschönerte dasselbe ihrer Gewohnheit nach, und verschwendete thörichte Summen auf dasselbe. Sie erweiterte den Garten um ein Bedeutendes, aber das kam ihr nicht am theuersten zu stehen, denn sie that es, ohne Umstände, auf Kosten der Ländereien des Platzes. Das Pariser Bau-Amt wollte reclamiren: aber man kann sich leicht denken, daß diese Reclamationen zu nichts führten. Unter Frau von Pompadour sah das Elysée glänzende Feste. Alle Welt kennt den burlesken Vorfall, welcher Eines derselben störte. Man lebte damals in der schönen Zeit der Schäferstücke Watteau's. Der Anordner des Festes hatte nichts scharfsinnigeres erfinden können, als diese in Scene zu setzen. In eine entlegene, ganz von Spiegeln und Lichtern strahlenden Gallerie, hatte man eine kleine Heerde wirklicher, wohlgebadeter, wohlgekämmter, rosa oder grasgrün bebänderter Schaafe gebracht, von hübschen, in Atlas von denselben Farben gekleideten Schäfern geführt. Es war

eine Ueberraschung, ein Theaterstreich den man vorbereitet. Auf ein gegebenes Zeichen öffnen sich die Thüren, die Gesellschaft ist außer sich vor Entzücken über dieses reizende Bild, aber die Schaafe, nicht weniger überrascht, werden wild, und fliehen in Unordnung ans Ende der Gallerie. Verwirrt vor Schrecken stürzt sich ein schöner Widder mit vergoldeten Hörnern, als er sein Bild im Spiegel des Hintergrundes sieht, und sich einem Feinde, einem Nebenbuhler gegenüber glaubt, auf diesen los, gefolgt von seiner ganzen Heerde, zertrümmert den Spiegel in tausend Stücken, zerreißt die Meubles in Fetzen, während, am andern Ende der Gallerie, die Damen in Ohnmacht fallen, und die Herren sich todtlachen wollen.

Frau von Pompadour besaß, so lange sie lebte, dieses damals nach Palast Evreux genannte Palais. Da sie ihn anständigerweise nicht wohl ihrem ehelichen Mann von Gatten hinterlassen konnte, vermachte sie ihn dem Könige. Dieser bestimmte ihn Anfangs zur Wohnung für außerordentliche Gesandte. Dann wurde das Elysée für kurze Zeit in eine Geräthkammer der Krone verwandelt. Endlich, im Jahre 1773, kaufte es einer der reichsten und prachtliebensten Finanziers jener Epoche, Beaujon, vom Könige und nahm beträchtliche Verschönerungen vor. Man kann mit Wahrheit sagen, daß er es war, welcher dasselbe in den Zustand gesetzt hat, in welchem es bis auf die neuste Zeit geblieben; welcher das daraus machte, was es noch für uns ist, das heißt, eines der elegantesten und vollendetsten Muster der häuslichen Baukunst der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts. Der von Beaujon verwendete Architekt war ein gewisser Boullée, damals ein berühmter, jetzt ein vergessener Künstler, der ebenfalls zu dem prächtigen Garten des Elysée den Plan entwarf.

Die Geschichte dieses Palastes hat das Eigenthümliche, daß er niemals durch Erbschaft direct vom Vater auf Kinder übergegangen ist. Nach Beaujon's Tode, im Jahre 1790 kaufte ihn die Herzogin von Bourbon.

Ach! Sie sollte sich dieses Palastes nicht lange freuen! Er behielt von ihr nur den Namen des Elysée Bourbon, mit welchem er seitdem bezeichnet wird. National-Eigenthum geworden, kraft der revolutionären Gesetze, gab man daselbst unter dem Consulate einige jener öffentlichen Feste, denen die Gesellschaft von Paris, so lange der Vergnügungen beraubt, begierig zuströmte. Dann machte ihn Murat, der berühmte kriegerische Emporkömmling zu seiner Residenz; endlich, das denkwürdigste, das wichtigste, von allen im Elysée vorgefallenen Ereignissen: unterzeichnete Napoléon hier seine zweite Thronentsagung. Einige Wochen später wohnten nach einander der Herzog von Wellington und der Kaiser von Oesterreich in diesem Palaste.

Unter der Restauration bildete das Elysée einen Theil der Apanage des Herzogs von Berry. Im Jahre 1830 wieder Staatsdomaine geworden, blieb es bis 1848 unbenutzt, bis zu dem Zeitpunkt, wo ein Beschluß der constituirenden Versammlung es zur Residenz des Präsidenten der Republik bestimmte. Das Elisée ist also gewissermaßen die Wiege des neuen Kaiserreiches gewesen.

Es hat seinen Namen verändert und heißt jetzt das Elysée Napoleon. Vervollständigt, durchaus restaurirt, ist der Palast verschönert, in jeder Hinsicht verschönert, insbesondere durch die Oeffnung einer neuen denselben isolirenden Straße, an eben der Stelle traurigen Andenkens, auf welcher das Hotel lag, in welchem vor zwanzig Jahren die Herzogin von Praslin ermordet wurde.

Ein Triumphbogen von neuerer Construction führt jetzt auf den Ehrenhof, an dessen Seite sich zwei kleinere Höfe für die Dienstwohnungen öffnen. Neue, sehr geschmackvoll verzierte Gebäude sind nach der Seite der neuen Straße hinzugefügt. Die anhängenden auf die Avenue Marigny blickenden Baulichkeiten sind regulirt worden. Die in dem linken Flügel des großen Hofes belegene Capelle ist sehr geschickt in dem Style gewisser

sicilianischer Kirchen gemalt und decorirt worden. Der Garten endlich (der schönste vielleicht und der malerischste von allen Gärten in Paris) ist von eleganten, von Epheu umrankten Gittern eingeschlossen, welche, ohne es zu begrenzen, das Viereck von Grün umrahmen, in dessen Mitte sich dieser reizende Palast erhebt. Die Lage des Elisée und seines Gartens bietet den doppelten Vortheil dar, daß der Palast den Spaziergängern der Elisäischen Felder einen reizenden Aussichtspunkt gewährt, und daß andererseits die schöne Promenade den Horizont des Elysée ins Unendliche ausdehnt. Sie ist gleichsam der große öffentliche Park am Ausgang des Privatgartens.

Ein Wort noch, ehe wir das Elysée verlassen. Wir haben gesagt, daß das alte Hotel Evreux, bevor es dem Finanzier Beaujon gehörte, einen Augenblick als Geräthkammer der Krone gedient habe. Das war eine ganz provisorische Bestimmung, welche schließlich den prachtvollen Baulichkeiten vorbehalten bleiben sollte, welche damals auf dem Platze Ludwigs XV. (gegenwärtig Place de la Concorde) errichtet wurden. Der Theil dieser Gebäude, welcher gegenwärtig das Ministerium der Marine ist, war ausdrücklich zu diesem Gebrauche erbaut. Was die andere ganz ähnliche Seite, zur Linken der Rue Royale betrifft, so ist sie niemals zu etwas Anderem als zu Privat-Wohnungen bestimmt gewesen. Es sind dies also, genau genommen, keine Paläste. Wenn wir hier von ihnen sprechen, gewissermaßen als eine Art von Anhang ihrer erwähnen, so geschieht es, weil das Ganze der beiden Façaden mit ihren prachtvollen Säulengängen, welche so vortrefflich zu den Verhältnissen des Platzes stimmen, gewiß eine der glänzendsten Baulichkeiten darstellt, welche man sehen kann. Das Werk des Baumeisters Gabriel ist vielleicht die schönste Probe des monumentalen Styles des verflossenen Jahrhunderts, welches Paris den Fremden zeigen kann.

Der Palast der Tuilerien.

Von

Arsène Houssaye.

Die Tuilerien! ein Wort, das große Erinnerungen weckt! Dort war es, wo sich das absolute Königthum den „Sonnen-König" nannte. Dort war es, wo der National-Convent seine schrecklichen Sitzungen hielt; dort war es, wo der öffentliche Wohlfahrts-Ausschuß, dieses Conseil der entlarvten Zehn, Frankreich rettete und die Welt erzittern machte. Dort war es, wo Napoleon das neunzehnte Jahrhundert eröffnete, den Horizont der neuen Welten.

Warum hat David nicht mehr Gemälde der Geschichte seiner Zeit gemalt? Warum hat er den Tuilerien nicht das große Schauspiel einer Sitzung des Comité's des öffentlichen Wohles bei seiner nächtlichen Arbeit, oder einer bewegten Sitzung des Convents, dieses Olymps der Revolutionsmänner hinterlassen?

In der Encyclopädie hatte man das Wort „Paris" vergessen und in diesem Buche über Paris wären beinahe die Tuilerien vergessen worden. Es geschah, weil für die Encyclopädisten das Wort Paris die beständige Bewegung repräsentirt, welche man nicht schildern kann, das Buch des Guten und des Bösen, das Paradies und die Hölle, alle Contraste, alle Bestrebungen, alle Ideen, eine Encyclopädie in Action. Es geschah, weil sich die Tuilerien zugleich in Paris und außerhalb Paris befinden. Es geschah, weil das Haus der Könige oft wegen Abreise zu vermiethen gewesen ist; weil der König „Jedermann" daselbst seinen Theil der Königswürde an sich genommen hat, weil der Palast Catharina's von Medicis und Philibert Delorme's sich so oft im Aeußeren und im Innern verwandelt hat, weil der Philosoph und der Maler, — ich meine der Geschichtsschreiber, welcher beide Worte in sich begreift, — nicht weiß, was er sagen soll, weil es zu viel zu sagen geben würde.

Wie kann man in demselben Gemälde die Fluth und die Ebbe, den Zorn, die Rache, die Vergötterung, alle Ideen schildern, welche uns seit den großen Tagen der Revolution leidenschaftlich bewegt haben?

Besonders beim Eintreten in die Tuilerien wiederholt man sich die letzten Worte des Democritos: „Das Leben ist ein Durchgang, die Welt ein schönes Schauspielhaus: man tritt ein, man schaut, man geht hinaus."

Die Tuilerien sind ein wirkliches und ein ideales Land. Man lebt und stirbt dort, man spielt Comödie und tanzt, obgleich Ludwig XIV. nicht mehr im Ballet tanzt, aber es giebt in dessen Palaste Feste und einen grünen Tisch, auf dem sich die Geschicke Frankreichs und der Welt bewegen. Der Weise hat gesagt: „Du wirst nicht ungestraft ein Sandkorn auf den Weg Deines Feindes werfen." Aber die Nationen haben sich jederzeit Sandkörner auf den Weg geworfen. Wann denn werden sie begreifen, daß der wahre Krieg derjenige ist, den Ludwig XIV. durch seine großen Feldherren Molière, Corneille, Pascal, Racine, La Fontaine geführt hat, wie es Pericles mit seinen Philosophen, seinen Dichtern und seinen Künstlern gethan hatte? Solchergestalt schafft man Jahrhunderte der Größe und bezeichnet unsterbliche Eroberungen. Trägt der Krieg nicht den befruchtenden Gedanken, welcher, dem Nil gleichend, über seine Ufer tritt, so ist er nur der bleiche Lieferant der Gräber.

Es giebt für das Spiel der Politik mehr als einen grünen Tisch in den Tuilerien. Der Kaiser hat zwei Cabinette: dasjenige, in welchem Carl X. seine Ordonnanzen unterschrieb, und dasjenige, in welchem Louis Philipp seine Thronentsagung unterzeichnete.

Seltsames Land! Man glaubt zu träumen, wenn man es durchwandert! Es ist die Universalgeschichte. Welch' ein bewegtes Drama, welche philosophische Comödie würde Shakspeare unter dem Titel schreiben: „Der Palast der Tuilerien" und somit die Geschichte über die großen Lehren der Humanität. Von der Taufe der Frei-

heit bis zur Weihe der Menschenrechte, welche Verschiedenheit der Ansichten, wie viele epische Auftritte! Wie viele heroisch-komische Scenen in diesem Schauspiele der Könige, welche gehen und der Könige, welche mit denselben Höflingen wiederkommen! Thalès sagte: „Die Höf-„linge sind Spielmarken, welche im Werth wechseln, je „nach dem Spiele dessen, der sie in der Hand hält."

Man könnte nach Thalès sagen: „Die Regierungen „wechseln, doch die Höflinge wechseln nicht."

Aber im neunzehnten Jahrhundert giebt es keine Höflinge mehr: — das Handwerk ist in Verfall gerathen.

II.

Herr von Chateaubriand wollte eines Tages Baumeister der Tuilerien werden. „Architekt oder König" — „sagte er, „wo läßt man mich wohnen? Als König im „Louvre, als Architekten in der Attika Philibert De-„lorme's."

Mit der Attika Philibert Delorme's fängt die Geschichte der Tuilerien an. Catharina von Médicis, die Große Catharina der Valois, hatte eben den Palast des Tournelles niederreißen lassen, wo Montgomery Heinrich II. mit einem Stoße jener katholischen Lanze getödtet hatte, welche später eine hugenottische wurde; die Wittwe Heinrich's bewohnte mit ihren Kindern den alten Louvre. Es waren Franz II., der Gemahl Maria Stuart's, Carl IX., welchen Amyot erzog und welcher Gedichte an Ronsard schrieb, Heinrich III., welcher König von Polen war, Franz von Anjou, welcher die denkwürdige Schlacht von Jarnac gewann, und welcher starb, um Heinrich IV., dem ersten König von Frankreich und Navarra, den Thron zu lassen. Der alte Louvre konnte die italienische Pracht einer Medicis nicht fassen, und Catharina ließ sich ein Lustschloß auf den alten Tuilerien, ehemals die Sablonnière genannt, erbauen, wo die Mutter Franz I. sich ein Landhaus gekauft hatte, wo aber Franz I. nicht mit seiner Krone ausruhen mochte. Er zog es vor, Prima-

tice in Fontainebleau, Léonardo da Vinçi in Amboise zu empfangen, und auf ein Fenster von Chambord zu schreiben: „Souvent femme varie!“

Fontainebleau, Chambord, Saint Germain, Anet hatten die Baukünstler der neuen Architektur, der Louvre-Architektur Franz I. zur Geltung gebracht. Die feudale Baukunst Philipp-August's wurde begraben. Mit Peter Lescot und Philibert Delorme hatte man Johann Gouyon und Germain Pilon aufgenommen, sowie in der Dichtkunst Marot und Ronsard. Aber Malherbe kam in der Kunst, wie in der Poesie.

Was hatte Philibert Delorme gethan? Nach dem Plane des Architekten Catharina's sollten die Tuilerien ein Palast sein, der wahre Palast der Valois, königliche Façade, entzückende Gärten, prachtvolle Höfe, Säulengänge, Alles sollte die Chiffre der Valois und der Medicis tragen. Philibert Delorme blieb bei der Façade stehen, aber er hatte den Ruhm, nicht zu sterben, bevor er jenes obere Stockwerk im attischen Style erbaut hatte, welches drittehalb Jahrhunderte später Chateaubriand den Wunsch einflößte, König zu sein.

Heinrich IV. setzte fort, was Catharina angefangen hatte. Androuet Ducerceau trat an die Stelle Philibert Delorme's. Die Gallerie an der Wasserseite erhob sich auf die Stimme des Béarner Amphion, welcher sich gesagt hatte: „Die Tuilerien sind wohl eine Messe werth.“ So stellt auch der Plafond der Capelle der Tuilerien den Einzug Heinrich's IV. in Paris dar. Ducerceau baute den Pavillon de Flore und gab dem älteren, ehemals länglichen Pavillon die viereckige Gestalt und den massiven Dom, welcher geblieben ist. Ducerceau führte einen Dom auf, wo Philibert Delorme eine Kuppel baute. Die Baukunst hat ihre hundertjährigen Moden.

Aber wer sollte die Tuilerien bewohnen? Es war ein königlicher Palast, aber es war nicht der Palast der Könige. Die Valois wohnten nicht dort. Catharina von Médicis gab ihre Feste und hielt ihren Hof in dem

Saale der Caryatiden des Louvre, welcher noch von dem Genius Johann Goujon's erfüllt war. Heinrich IV. wohnte nicht in den Tuilerien, Heinrich's Gemächer, noch ganz erfüllt von dem schmückenden Genius Peter Lescot's, waren im Louvre, von wo man Paris besser sehen konnte.

Maria von Medicis, seine Wittwe, trug ihre Thränen nach dem Luxembourg, wo ihr Schlafgemach noch ganz von dem Style Rubens' erfüllt ist.

Richelieu gelangte zur Macht, um das unsterbliche Denkmal der französischen Einheit zu bauen. Auch er liebte, Steine und Marmor in Bewegung zu setzen, wie er den Geist von Nationen in Bewegung gesetzt. Er erbaute das Palais Cardinal, aber er bekümmerte sich nicht um die Tuilerien. Seine Augen waren auf den Louvre gerichtet, wo sich Ludwig XIII. aufhielt.

Ludwig XIV. wohnte eben so wenig in den Tuilerien. Seine Mutter, Anna von Oesterreich, führte ihre Regentschaft im Palais Cardinal, welches nunmehr Palais Royal wurde. Man arbeitete nicht mehr an den Tuilerien. Aber im Jahre 1660, als Ludwig XIV. zweiundzwanzig Jahre zählte, als er seit sechs Jahren gesalbter König war, und nicht mehr Anstand nahm, mit der Peitsche in der Hand in das Parlament zu treten, befahl er seinen Architekten Levau und Dorbay, das Werk Philibert Delorme's, Bullant's und Ducerceau's wieder aufzunehmen, den von Catharina angefangenen, von seinem Großvater Heinrich IV. fortgesetzten, von seinem Vater Ludwig XIII. vernachlässigten Palast. Ducerceau hatte den mittleren Pavillon nur mit Jonischer und Corinthischer Säulenordnung geschmückt. Levau fügte demselben die zusammengesetzte hinzu und krönte ihn mit der Balustrade.

Die Cousine des Königs, Mademoiselle de Montpensier war es, welche ihre Wohnung in dem nunmehr zum Palaste gewordenen Tuilerien nahm. Der Pavillon Marsan erhob sich dem Pavillon der Flora gegenüber. Die Tuilerien wurden umgearbeitet. Ducerceau hatte

Philibert Delorme und Johann Bullant corrigirt, Levau und Dorbay corrigirten Ducerceau, und wurden ihrerseits unter unsern Augen von Fontaine, diesem Ducerceau Louis Philipp's, verbessert.

Ludwig XIV. wagte zuweilen seinen Stern in das Schloß der Tuilerien zu bringen, aber höchstens um daselbst Feste zu geben: seine wahre Sonne erwartete ihn in Versailles. Versailles! Sein bester Bewohner ist heute noch der Schatten Ludwig's XIV. —

Während der Regent im Palais Royal war, hielt sich der junge Ludwig XV. in den Tuilerien auf. Aber sobald er allein gehen konnte, eilte er nach Versailles. Was wurde aus den Tuilerien? Welchen Ohren schlug im Pavillon der Uhr die Stunde, in diesem großen, an Palästen reichen Paris, wo die Stunden so schnell vergehen? Man machte den Palast zum Opernhause. Die Königliche Academie der Musik, deren Gebäude im Palais Royal ein Raub der Flammen geworden waren, zog singend in dem Palaste der Tuilerien ein, in dem ungeheuren Saale der Maschinen, den Ludwig XIV. zu Ehren der Molière'schen Psyche erbauen ließ.

Die Comédie-Française vertrieb die Oper aus dem Besitz der Tuilerien. Im Jahre 1770 ersetzte Corneille Lulli und Voltaire Rameau mit den vier traditionellen Violinen.

Einer der großen Tage der Tuilerien war der Krönungstag Voltaire's der 30. Mai 1778, bei der Vorstellung der Irène.

Voltaire wurde als König Voltaire in den Tuilerien gekrönt. Zum ersten Male bahnte sich geräuschvoll und freudig die öffentliche Meinung ihren Weg. Der Adel selbst beugte sich vor dem Genie, die großen Damen zollten stehend mit Händeklatschen diesem Königthum Beifall — dem eigentlichen Königthum von Gottes Gnaden. Seltsamer Gegensatz: Voltaire, der Verbannte, ging geraden Wegs nach den Tuilerien, dem Palaste des Königs von Frankreich, um gekrönt zu werden. Gewiß: das war der Anfang der Revolution! Der Blu-

menregen, der Voltaire in den Tuilerien überschüttete, fiel zugleich auf das Grab des Königthums, das in Versailles an den Früchten Voltaire's gestorben war. Begriff Ludwig XVI., daß fortan der menschliche Geist seine Concile und Parlamente haben würde?

IV.

Als Ludwig XVI. in den Tuilerien ankam, nachdem er in Versailles die Frauen des Volkes geküßt hatte, fand er seine Krone nicht mehr. Die Königin sah wohl, daß der König nicht König war, aber sie rechnete auf ihren Sohn.

Am 19. October 1789 begab sich die Nationalversammlung in pleno zum Könige und zu der Königin. Der Präsident sprach zu Marie Antoinette: „Mit wahrer Befriedigung, Madame, würde die Nationalversammlung auf Ihren Armen das erlauchte Kind sehen, „welches die Einwohner der Hauptstadt fortan als ihren „Mitbürger betrachten werden, den Sprößling so vieler „zärtlich von ihrem Volke geliebter Fürsten, den Erben „Ludwig's IX., Heinrich's IV., des Königs, dessen Tugenden die Hoffnung Frankreichs sind".

Die Königin erwiderte: „Sehen Sie hier meinen Sohn!" Und Marie Antoinette nahm den jungen Ludwig auf ihren Arm und trug ihn in den Saal, wo die Versammlung war. Beredtes aber ohnmächtiges Wort einer Königin und Mutter. —

Am 26. Mai 1791 sagte Barrère in der constituirenden Versammlung: „Die ersten Gegenstände, welche dem Könige erhalten werden müssen, sind der Louvre und die Tuilerien, Denkmäler der Größe und der Dürftigkeit, zu denen das Genie die Pläne entwarf und die Façaden aufführte, aber deren Vollendung die verschwenderische Sorglosigkeit einiger Könige und der habsüchtige Geiz so vieler Minister verschmähte oder vielmehr deren Vorhandensein sie vergaßen. Jede Generation gab sich der Hoffnung hin, dies Bauwerk vollendet

zu sehen, das Rom's und Athen's würdig gewesen wäre; aber es war eine Zeit, wo unsere Könige, die Blicke des Volkes fliehend, fern von der Hauptstadt sich mit Luxus, Höflingen und Soldaten umgaben. Es ist das Geheimniß des Despotismus, sich in einen entlegenen Palast inmitten Asiatischen Luxus abzuschließen, wie man einstmals die Götter in den Hintergrund der Tempel und Wälder stellte, um sicherer die Phantasie der Menschen zu entflammen. Es bedurfte einer großen Umwälzung, um die Völker zur Freiheit zurück zu führen und die Könige in die Mitte der Völker. — Diese Umwälzung ist geschehen; und der König der Franzosen wird fortan seinen dauernden Aufenthalt in der Hauptstadt seines Reiches nehmen. Unser Vorschlag ist demnach, die Tuilerien mit dem Louvre vereinigt zum National-Palast zu machen und zur Wohnung des Königs zu bestimmen."

Und die Versammlung beschloß: „Der Louvre und „die Tuilerien vereinigt werden der National-Palast, be„stimmt zur Wohnung des Königs und zur Vereinigung „von Denkmälern der Künste und Wissenschaften, so „wie der vorzüglichsten Institute für den öffentlichen „Unterricht."

Ein fliehender König ist nicht mehr König. Im Juni 1791 wurde Ludwig XVI. zu Varennes verhaftet. Die Versammlung beschloß, wie der König bei seiner Rückkehr in die Tuilerien behandelt werden solle. „So„bald der König im Schlosse der Tuilerien angekommen „ist, wird ihm provisorisch eine Wache gegeben, welche, „unter den Befehlen des General-Commandanten der Na„tionalgarde von Paris, über seine Sicherheit wachen „und für seine Person verantwortlich sein soll. Es wird „provisorisch dem präsumtiven Thronerben eine besondere, „ebenfalls unter den Befehlen des General-Comman„danten stehende Wache gegeben, und ihm von der „Nationalversammlung ein General-Gouverneur ernannt „werden."

Präsident der Versammlung war an diesem Tage

Alexander Beauharnais, der Gemahl eben der Josephine, die als Kaiserin in das Schloß der Tuilerien einziehen sollte, welches jetzt in ein Gefängniß Ludwig's XVI. verwandelt war. Wie viel Unvorhergesehenes in dem Spiel der Geschichte!

Ludwig XVI., der mit königlicher Pracht in den Tuilerien wohnte, glaubte sich in ein zweites Versailles versetzt zu sehen: aber schon war die gesetzgebende an die Stelle der constituirenden Versammlung getreten, und der Jacobiner Rhul beklagte sich zu Anfang des Jahres 1792 auf der Tribüne über den König, welcher die Commissaire der Versammlung nicht mit gebührender Achtung behandle. Der König wollte nicht darin willigen, beide Flügelthüren seines Conseils-Zimmers öffnen zu lassen, wenn die Commissaire erschienen. Die Commissaire sagten: „Wir repräsentiren den Souverain." Ludwig XVI. antwortete: „Ich repräsentire den König." Ludwig XVI. irrte sich; wenn der König und die Nation sich scheiden, ist es die Nation, welche die Krone behält.

V.

Man hatte König Ludwig dem Könige Pétion denuncirt. Am 25. Juli sagte Fauchet Bouche de Fer in der gesetzgebenden Versammlung: „Es ist der Municipalität „angezeigt, daß in den Tuilerien bedeutende Anhäufun„gen von Waffen vorgenommen werden. Nationalgarden „gehen, vollständig bewaffnet, hinein, und kommen ohne „Waffen wieder heraus. Uns liegt daran, daß die Na„tionalversammlung nicht in solcher Nähe eines Arsenals „sei." Und die Versammlung beschloß, daß die Terrasse der Feuillants einen Theil ihres äußeren Umkreises ausmachen und unter der polizeilichen Aufsicht des gesetzgebenden Körpers stehen solle.

Der König wollte nicht, daß das Volk im Tuilerien-Garten Zutritt habe. Letzte Täuschung des Königthums! In nächster Zeit wird ihm nicht mehr der Schatten

eines einzigen Baumes zu Gebot stehen. Als man im April 1792 Oesterreich den Krieg erklärt hatte, waren die Pariser Beifall jauchzend unter die Fenster des Schlosses gekommen; die Schweizer hatten sie aus dem Garten gejagt. Am andern Morgen aber erschien Kersaint auf der Tribüne: „Die Nation giebt dem Könige „Wohnung in den Tuilerien, aber ich finde nirgend, „daß sie ihm den ausschließlichen Genuß dieses Gartens „gegeben habe."

Einige Tage nach diesem Beschlusse sah man Kersaint wieder auf der Tribüne: „Die Versammlung hat eine der Terrassen der Tuilerien öffnen lassen, aber der König, der es nicht angemessen erachte, den übrigen Theil des Gartens zugänglich zu machen, hat die Terrasse durch eine Reihe von Grenadieren abgesperrt." Chabot nennt den Garten der Tuilerien „ein kleines Coblenz."

Das Trauerspiel hat keine Zwischenacte mehr. Am 10ten August um zwei Uhr Morgens verlangt Vergniaud einen National-Convent. —

Am 19ten August läßt ein Maler, Namens Bougneux, die Versammlung benachrichtigen, daß kürzlich im Schlosse der Tuilerien eingemauerte verborgene Schränke eingerichtet seien. Erst drei Monate später war es, daß Roland dem Convente die Papiere des berühmten eisernen Schrankes brachte.

„Diese Papiere waren an einem so verborgenen Orte, daß es unmöglich gewesen wäre, sie zu entdecken, hätte nicht der einzige Mensch in Paris, welcher davon Kenntniß besaß, die Stelle angegeben. Sie befanden sich nämlich hinter einem Wandgetäfel in einer in der Mauer angebrachten Oeffnung, welche durch eine eiserne Thüre verschlossen war." Die Mitglieder der Berg-Parthei beschuldigten Roland, den eisernen Schrank geöffnet zu haben, um gewisse, seine Freunde, die Girondisten, compromittirende Papiere bei Seite zu schaffen. In Zeiten der Revolution wird man angeklagt, möge man Gutes oder Böses gethan haben. —

Brissot wollte seinen Theil vom Königthum haben:

er schlug vor, die unsterbliche Bühne des Convents in das Theater der Tuilerien zu versetzen.

Vergniaud hatte die Madeleine vorgeschlagen. „Nicht, „daß die Freiheit des Luxus bedürfte," sagt er, „nicht „daß Sparta eher als Athen in dem Gedächtniß der „Jahrhunderte untergehen könnte, oder der Ballspielsaal „eher, als die Schlösser von Versailles und der Tuile-„rien. Aber die äußere Architectur der Madeleine trägt „den imposantesten Character; sie wird ein der Freiheit „und der französischen Nation würdiges Denkmal sein!" — Man sieht, daß der antike Styl in den Sitten vorherrschte. Aber was hätte der Schatten der Marquisin von Pompadour gesagt, welche einen Stein zu dieser Kirche gelegt hatte?

Chabot trat gegen Vergniaud auf. Broussonet sagte: „Ich schlage die Tuilerien vor, wo ein schönerer Saal „ist. Denn je größer die von dem National-Convent „zu verhandeluden Fragen sein werden, desto mehr Zu-„schauer und Zeugen müssen sie haben."

Brissot war es, welcher decretiren ließ, daß der Minister des Inneren die Räumlichkeit für den National-Convent in den Tuilerien einzurichten habe. „Es wird „eine Summe von 300,000 Livres zu seiner Verfügung „gestellt, über welche hinaus sich die Kosten der Arbeiten „nicht erstrecken sollen; diese Arbeiten sind nach dem „Plane des Herrn Vignon auszuführen."

Am 18ten September sieht sich die Versammlung zu dem Beschlusse veranlaßt: „Der Baumeister wird die „Deputirten des Convents auf morgen, den 20sten Sep-„tember, um 4 Uhr Nachmittags in den für sie be-„stimmten Saal des National-Gebäudes der Tuilerien „berufen."

Und so kamen denn Pétion, der den Präsidentenstuhl einnahm, Condorcet, Brissot, Rabaut-Saint-Etienne, Vergniaud, die das Secretariat bildeten. Sie alle sollten in nächster Zeit durch den Convent verschlungen werden, denn schon machte sich die Berg-Parthei bemerklich. Nach dem Gewitter kam der Sturm, nach dem

Sturm die Sündfluth. — Schon war der Tag des 31. Mai 1793 gekommen und Vergniaud sagt zu Robespierre: „Beschließet endlich!" worauf dieser antwortet: „Ich beschließe gegen Euch!" Zwei Tage später besteigt Barrère eilig die Tribüne: „Ich verlange, daß der Con„vent sofort in Mitten der bewaffneten Macht, welche „ihn ohne Zweifel schützen wird, berathe." Der ganze Convent verläßt den Saal, um zu zeigen, daß er frei sei. Man schreit: „Es lebe die Republik! es lebe der Convent!" Der Convent durchschreitet den Garten der Tuilerien und begiebt sich wieder in seinen Sitzungssaal. „Bürger," sagt Couthon, „alle Mitglieder des Convents „müssen jetzt hinsichtlich ihrer Freiheit beruhigt sein." Und Couthon erklärt die Girondisten für Gefangene. — O Freiheit! —

VI.

Am 4. September 1793, während Robespierre dem Convent präsidirt, tritt Chaumette im Namen der Commune von Paris an die Barre:

„Wir verlangen, daß alle Gärten des National-Eigenthums nützlich cultivirt werden; wir bitten Sie ferner, Ihre Blicke auf den unermeßlichen Garten der Tuilerien zu richten; die Augen der Republikaner werden mit größerem Vergnügen auf dieser einstmaligen Domaine der Krone ruhen, wenn sie nothwendige Lebensbedürfnisse liefert. Ist es nicht besser, Pflanzen, deren die Hospitäler ermangeln, daselbst anzubauen, als Statuen, Lilien in Buchsbaum und andere Gegenstände zu dulden, welche nur eine Nahrung für den Luxus und den Stolz der Könige sind."

Dussaulx fügte hinzu, und es war nicht etwa ironisch gemeint: „Ich verlange, daß gleichzeitig mit den Tuilerien auch die Champs Elysées zu nutzbringender Cultur umgewandelt werden." Dussaulx, ein Kritiker! „Das ist die Kritik der Kritik!" sagt Chamfort.

Der Wohlfahrts-Ausschuß tagte in den Tuilerien und war die Seele des verstorbenen Königthums. Es

war der Rath der Zehn. Und welcher Zehn! Barère, Billaud-Varennes, Collot d'Herbois, Carnot, Couthon, Robert Lindet, Maximilian Robespierre, Prieur, Jean Bon, Saint Andrè, Saint Just. Die Nationalversammlung hatte ihm alle Macht übertragen, und gleich dem Rathe der Zehn von Venedig, welche den Dogen enthaupten lassen konnten, hatte der Wohlfahrts-Ausschuß eine über Allen stehende revolutionäre Regierung gegründet.

In dem großen Jahre 1793 war es, als der öffentliche Wohlfahrts-Ausschuß sein ehernes Buch aufschlug, welches bald ein rothes Buch wurde. Alle zehn Tage ließ sich der Ausschuß von dem ausführenden Consul über die Ausführung der Gesetze, über die größeren und kleineren Ueberschreitungen der Beamten Rechenschaft vorlegen. Seinerseits reichte der unerbittliche Ausschuß dem Convente monatlich seinen Bericht ein — den Bericht über das Titanenwerk der französischen Revolution.

Einige Männer, ohne anderen Titel, als den der Repräsentanten des Volkes, in einem kleinen Zimmer um einen mit grünem Teppich behangenen Tisch versammelt, -- das war nichts, was den Geist des Publikums sehr beschäftigen konnte. Und gleichwohl sind von diesem Ausschuß, dem wahren schwarzen Cabinet der Revolution die großen Maßregeln, oder besser gesagt, die großen Blitzstrahlen ausgegangen, welche die Aufstände im Innern und die feindlichen Heere draußen überraschen, erdrücken, vernichten sollten. „Zuweilen hörte ich nichts", — sagte Carnot, — „nicht ein Wort, nicht einen Athemzug, nichts als das Geräusch der Federn, welche über das Papier liefen." Aber dieses unbedeutende Geräusch setzte ungeheure Kräfte in Bewegung.

Das Fest des höchsten Wesens wird gefeiert. Seltsames Bild! Robespierre erscheint. Sein Gesicht strahlt von Lächeln, sein Kleid ist blau, wie das Blau des Himmels, sein Strauß sind symbolische Blumen; Alles verkündet, daß er die Rolle eines Dictators mit der

Rolle eines Apostels vertauschen will. Präsident des Convents schreitet er an der Spitze der Versammlung einher. Seine Collegen ließen, bezeichnend genug, einen Zwischenraum zwischen ihm und den Folgenden gleichsam die Ehre und vor Allem die Verantwortlichkeit dieses Tages ihm überlassend.

Man athmet auf. Frankreichs beklommene Brust wälzt die Last des Schreckens ab. Den Fuß auf den zertretenen Atheismus gestellt, die Hand gen Himmel erhoben, ruft Robespierre die Sonne, die Bäume, das Leben des Weltalls zu Zeugen und fordert sie auf, mit ihm auszurufen: „Es ist ein Gott!" Das französische Volk glaubt an ein höchstes Wesen und an die Unsterblichkeit der Seele. Der Dictator hat es gesagt. Ein Strahl fällt zwischen zwei Wolken glänzend auf die von den Schatten des Schaffots verdüsterte Volksmenge. „Volk Frankreichs", — ruft Robespierre aus — „überlassen wir uns heute dem Gefühl einer reinen und ungemischten Freude: morgen kehren wir in den Kampf gegen das Verbrechen und die Tyrannei zurück!"

Méhul ist da. Nach Robespierre spricht die Musik. Hätte Robespierre an jenem Tage mit dem Glauben an das Dasein Gottes auch das Erbarmen auf die Erde zurückgerufen, so würden seine Feinde unterlegen sein und er hätte den Sieg einer Dictatur begründet, die in den heiligsten Gefühlen des Menschenherzens ihre Stütze gefunden. Aber für die Heroen der Politik giebt es nur einen Tag, einen Tag, welchem kein Morgen folgt. Ihr ganzes Leben concentrirt sich in diesem Blitzstrahl des Augenblicks, wo sie glorreich und stolz den Gipfel ihrer Ideen erreicht haben. Ein solcher Tag war für Robespierre der 22. Mai.

VII.

Auf das Fest des höchsten Wesens im Garten der Tuilerien folgte der 9. Thermidor im Conventssaale, wo Tallien, mit dem Dolche der Teresia Cabarrus be-

waffnet, „den Vorhang zerriß“, und mit Einem Worte Robespierre, Saint Just und Couthon verurtheilte. Die Schreckensherrschaft erstarb, wie alle anderen Gewalten im Palaste der Tuilerien.

Ein anderes, David's würdiges Gemälde: „Saint Just tritt vor, ruhig, stolz, ungebeugt. Er besteigt die Tribüne, um zu reden. Er redet. Der ganze Saal erbebt vor Ungeduld und vor Schrecken, denn diese Rede von todesverachtenden Lippen, ist eine Anklage, welche trifft und tödtet. Oder vielmehr, sie ist das Schwert des Damokles, welches vervielfacht über dem Haupte jedes Conventmitgliedes schwebt.

Die Thermidorianer gehen und kommen, unruhig und geräuschvoll. Sie suchen allenthalben Freunde, ihr Mund ist reich an Versprechungen, ihre Hände sind reich an Liebkosungen. Tallien steht in einer Gruppe. Er hört Saint Just reden. „Jetzt ist der Augenblick!“ ruft er, und stürzt sich in die Berg-Partei.

Die That betritt die Bühne und wird das Wort vernichten.

Andern Morgens erwartete der verwundete Robespierre mit stoischer Ruhe den Tod, den Schmähungen der Thermidorianer preisgegeben, liegt er auf eben dem Tische des Wohlfahrtsausschusses, an welchem er das Todesurtheil so vieler Andern unterzeichnet hatte. Dieses Gemälde fehlt den Werken des Malers, welcher den in seinem Bade ermordeten Maral dargestellt hat.

Am 4. Brumaire des Jahres IV sagt Génissieux, der Präsident des Convent: „Der National-Convent erklärt, daß seine Aufgabe erfüllt, seine Sitzung beendet ist.“ Man ruft: „Es lebe die Republik!“ Am 5. nimmt Rudel als Alterspräsident den Lehnsessel des gesetzgebenden Körpers ein. Am 6. theilt sich die Versammlung in zwei Conseils. Das Collegium der Fünfhundert begiebt sich in den alten Saal der constituirenden Versammlung, die Reitbahn. Das Collegium der Alten, mit der dreifarbigen Schärpe umgürtet, in den Saal. Laréveillère-Lepeaux hat das Präsidium. Aber jetzt

herrscht schon nicht mehr der König „Jedermann", sondern der König Barras. Die Tuilerien sind im Luxembourg. Im Luxembourg wird auf Barras Bonaparte folgen.

Am 28. Nivôse des Jahres VII will Paris Jean Jacques Rousseau ein Denkmal im Garten der Tuilerien errichten. Wie soll das Denkmal sein? Der Bürger Genf's, der Bürger der befreiten Nationen wird stehend das Evangelium des Volkes lesen: den Contrat social. — „Aber Voltaire?" sagt ein Deputirter. — Dieses einzige Wort macht die Statue Jean Jacques' unmöglich.

VIII.

Am ersten Februar 1800 hielt Bonaparte mit Josephinen seinen Einzug in die Tuilerien. Im Jahre 1814 verließ er den alten Palast mit Marie Louise nnd dem Könige von Rom.

In diesem Zeitraume vierzehn geräuschvoller Jahre, wo das neunzehnte Jahrhundert in Wehen lag, pflegte das Volk von Paris den Balcon der Tuilerien zu grüßen. „Wissen Sie, warum sie mich grüßen?" sagte Napoléon zu Benjamin Constant, „Es geschieht, weil „ich das gekrönte Volk bin."

„Als ich nach zehn Jahren der Verbannung nach Paris zurück kam," — sagt Frau von Staël, „zeigten „sich meinen Augen Deutsche, Russen, Kosacken und „Baschkiren, war ich in Deutschland, oder in Rußland? „Hatte man die Straßen, die Plätze der Hauptstadt „Frankreichs nachgeahmt, um die Erinnerungen daran „zu erneuern nachdem es als solche nicht mehr existirte. „Meine ganze Seele war in Verwirrung, denn ungeachtet meiner herben Pein, schätzte ich die Fremdlinge, „weil sie ihr Joch abgeschüttelt hatten. Aber, Paris „von ihnen eingenommen zu sehen! Sie, Herrscher in „den Tuilerien!"

Ludwig XVIII. und Carl X. herrschten auch dort,

aber Carl X. wandte sich der Vergangenheit zu, und war nur noch der Schatten eines Königs.*)

Hier ist Alles Belehrung und Alles Widerspruch. Im Juli 1830 durchzog die Revolution die Tuilerien, den rächenden Göttern den Namen Polignac weihend. Im Februar 1848 gab es eine Stunde, wo die Revolution, die trunken vor Freude war, in Gefahr stand, in die Trunkenheit der Wuth zu verfallen. Aber plötzlich wurde in den Tuilerien der Sohn des fluchbeladenen Polignac, — ein in dem Gefängnisse von Ham geborner Sohn, — von der zügellosen Menge, gleich einem Herrn, mit Jubelruf begrüßt, denn die Menge will bald befehlen, bald gehorchen. Es war der junge Fürst von Polignac, später Capitain der Garde mobile, der, mit einem Theater-Degen bewaffnet, den Wogen gebot, und sie besänftigte. Dies geschah zu der Stunde, als der Dichter sang:

„Die Fluth steigt drohend höher, an der Schwelle
„Des Königs, der geächtet ist.
„Hier strahlt fortan nur Eine Krone helle:
„Nur Deine Dornenkrone, Jesu Christ!"

Im Jahre 1848 verfügt eine provisorische Regierung, daß die Tuilerien ein Hospice für Civil-Invaliden werden sollen. Wo war der König? Der König war überall, er durchlief die Straßen, er bewaffnete die Vorstädte, er schuf neue National-Werkstätten, er thronte im Rath-

---

*) Die Cäsaren wollten alle Jupiter gleichen. Sie nöthigten die griechischen Maler, zur Zeit des Verfalls, dem Herrn der Götter einen Kopf zu geben, welcher an den ihrigen erinnerte. Ich las in Barère's Memoiren: „Als Ludwig XVIII. von Hartwel „nach Paris kam, fand er es unziemlich, im Saale des Staats„rathes in den Tuilerien das schöne Gemälde der Schlacht von „Austerlitz, von Gerard gemalt, zu lassen; aber bei der Unmög„lichkeit, dieses Meisterwerk, welches das Publikum zu gut kannte, „verschwinden zu lassen, kam er auf den Einfall sein dickes Ge„sicht an die Stelle des schönen Kopfes Napoléon's setzen zu „lassen". Wer hat Barère das gesagt? Und welcher Maler würde sich zu diesem historischen Entheiligung verstanden haben? Callot sagte: „Lieber würde ich mir die Hand abhauen."

hause, wo Robespierre geherrscht, er thronte im Luxembourg, wo Barras regiert hatte. Er wollte drei Wochen lang in den Tuilerien herrschen, aber weder Marat noch Babeuf sind für die Attika Philibert Delorme's gemacht. Da die Könige den Palast der Könige gebaut haben, ist es Sache des Volkes, den Palast des Volkes zu bauen.

Im Jahre 1849 begrüßte ich die Künstler in den Tuilerien.

Es war die Anarchie der Ausstellung. Die Künstler wollten Alle König spielen, aber keiner erhielt die Stimmenmehrheit. Im Jahre 1852 wurden die Tuilerien der Palast Napoléons III.

IX.

Für die Freunde von Festons und Simswerk könnte der Palast der Tuilerien eine ganze Architektur-Geschichte liefern. Welche Verschiedenheit der Pläne, Baustyle und Säulenordnungen, von Philibert Delorme und Jean Bulland, welche unter Catharina von Medicis den Bau begonnen, Ducerceau, welcher denselben um zwei Pavillons vermehrte, Louis Levau und François d'Orbay, die ihn mit schwerer Hand vollendeten, bis auf Lefuel, welcher eben den Pavillon der Flora neu erbaut hat. Aber, wie man sich auch für die Musen des Renaissance-Styls begeisterte, wie man auch jonische und corinthische, dorische und zusammengesetzte Säulenordnungen vermengte, wie man auch die Sculptur für alle Theile der Façaden in Anspruch nahm, durch bas reliefs die schwerfällige Arbeit der Rundungen leichter zu gestalten bemüht war, wie eifrig man sich auch bestrebt hat, die gewaltigen Massen zu erheitern und ihnen eine Färbung zu geben, ist es doch nie gelungen, ihr den Character des Großartigen zu verleihen. Es ist damit, wie man dem griechischen Maler sagte, welcher seine Venus mit reichen Gewändern schmückte: „Da Du sie nicht schön machen konntest, machtest Du sie reich." —

Diese Architektur — obwohl sie ein gewisses Gepräge der Renaissance, dieser Königin moderner Anmuth bewahrt hat — ist zu mäßig in ihrer Majestät. Am Uebermaß der Kunst ist die Kunst zu Grunde gegangen — die Sculptur hat die Architektur überbürdet. Die Tuilerien gleichen — ich glaube, man hat das schon früher gesagt — jenen wohlhäbigen Frauen der Parvenus, welche mit Diademen, Ohrgehängen, Halsgeschmeiden, Ringen und Armbändern bedeckt an den Hof gehen, aber das vornehme Wesen der Aristokratie sich nicht anzueignen wissen.

Auch das Innere des Palastes ist nicht überall vom Strahle der Schönheit erhellt. Vergebens sind hier alle Maler, alle Bildhauer, alle Decorateurs thätig gewesen. Charles Lebrun und Pierre Mignard, Nicolas Loys und Detroy, Flamaël und Lemoyne, Coypel und Francisque Millet haben die Plafonds verherrlicht, Coysevox und Girardon haben die Karniese und Kamine mit lebensvollen Figuren belebt, Audran und seine Schüler haben überall mit vollen Händen Blumen gestreut; aber alles in diesem Palaste nimmt einen zu offiziellen Ernst an. Kommt das daher, weil in dem Festsaale das Bild der Frau von Maintenon hängt? oder weil die Erinnerung an Catharina von Medicis hie und da ihren dunklen Schatten wirft?

Ich will den Leser nicht Schritt für Schritt in diesem Labyrinth umherführen, wo jede Thür ein Blatt der Geschichte bezeichnet. Mögen die Politiker im Cabinet des Kaisers grübeln; mögen die Philosophen von dem Balkon niederblicken, zu dem so oft Jubelruf und Rachegeschrei emporgestiegen; mögen die Künstler hie und da französische Kunst in ihrer Verschiedenheit studiren, mögen die Dichter die Fenster öffnen, die nach den Champs Elysées hinausgehen, und mögen die Neugierigen aller Nationen im Vorübergehen betrachten, was noch von Ludwig's XIV. Zeiten übrig geblieben, denn er war ein großer Architekt, ein großer Dekorateur. —

Wer die Schwelle der Tuilerien überschreitet, thut

wohl, dies Buch zu schließen und statt dessen die Erinnerungen zu lesen, die an den Plafonds, den Tapeten, den Meubles geschrieben stehen. Wir wollen uns nicht im Saale des travées, zur Linken des Vorgemaches, aufhalten, sondern wenden uns rechts nach dem Salon des ersten Consuls; so genannt, weil er das Bild desselben, von Gros gemalt, enthält; ein bewundernswürdiges Bild, ganz in Roth gekleidet, ein sinnendes Antlitz, dessen Stirne eine Welt umfaßt. Dann kommt der Saal der Marschälle, wo die zwölf ersten Märschälle des Kaiserreiches gemalt sind; hier erschallen an Abenden großer Bälle die Walzer und Quadrillen von Strauß. Flüchten wir uns in den Friedens-Saal, denn der Saal der Marschälle ist noch der Krieg, der Krieg der Frauen: da schlägt man sich mit Fächern, da riecht man das Pulver à la Maréchale. Im Friedens-Saale finden wir eine sehr schöne Statue in sitzender Stellung, das Füllhorn des Ueberflusses ausschüttend. Man nennt diesen Saal auch den Apollo-Saal. Lebrun hat hier Apollo und die neun Musen gemalt. Nicolas Loyr hat am Plafond den Gott des Tages, seine Laufbahn beginnend, dargestellt. Dieser Plafond hat noch alle die merkwürdigen Dekorationen der Zeit Ludwig's XIV. bewahrt. Im Thron-Saale ist nur noch der Plafond von Flamaël, die Religion, Frankreich beschützend, übrig. Ganz natürlich finden sich im Thron-Saale keine Meubles, weder Gemälde, noch Statuen, kaum eine Büste, die Adler-Büste Napoléon's I. Der Conseils-Saal würde ganz seinen Charakter à la Louis quatorze behalten haben, wenn der Kamin nicht da wäre. Unglücklicherweise hat Herr Fontaine einen Kamin verfertigt, welcher keiner Zeit und keinem Style angehört, an eben der Stelle, wo die Goldarbeiter Ludwig's XIV. ein Meisterwerk geschaffen haben. Ein sehr schönes Portrait Ludwigs XIV. von Philippine de Champagne verherrlicht diesen Saal, wo man auch ein Gemälde von Lebrun bemerkt, den König darstellend, welcher einen Gesandten empfängt, und eine Maintenon als Gouvernante der Kinder

von Frankreich. Darauf kommen wir in die berühmte Gallerie der Diana, wo man bei offiziellen Veranlassungen dinirt und soupirt. Ist sie ihres schönen Namens noch würdig mit ihren Copien der Götter der Farnesina? Die Revolutionen haben sie geschändet, die Restaurationen haben umsonst versucht, ihren Charakter wieder herzustellen und ihren Glanz zu erneuern. Louis Philipp, der es liebte, in derselben zu wandeln, hat sie mit Gemälden aus Ludwig's XIV. und Ludwig's XV. Zeit, den Böden des Louvre entnommen, ausschmücken lassen. Uebrigens ist darunter mehr als ein Meisterwerk zu bewundern. Die Gallerie der Diana endet am Pavillon de Flore, welcher noch nicht wieder geöffnet ist, aber Wunder verspricht.

X.

Die Säle und Gallerien, die wir eben durchschritten, blicken auf den Hof der Tuilerien. Die Gemächer der Kaiserin, welche an dieselben stoßen, gehen nach dem Garten. Sie bestehen aus dem Schlafgemache, wo zwei von Lebrun gemalte Göttinnen, Minerva nnd Diana, wachen; die Dekoration stammt ganz aus Ludwig's XIV. Zeit. Hier war es, wo Napoléon I. seine Bibliothek hatte. Die Meubles von Rosenholz mit Bronze verziert, sind im reinsten Style der Zeit Ludwig's XVI. Neben dem Schlafgemach ist ein Oratorium und eine Capelle. Dann folgt die Bibliothek und das Arbeits-Cabinet, wo sich die Bildnisse des Kaisers, der Prinzessin Mathilde und der Prinzessin Clotilde befinden. Das Bild des Kaisers ist das berühmte Portrait mit der Chiffre Cabanel's. Alle Meubles sind aus der Zeit Ludwig's XIV. und Ludwig's XVI. Alsdann folgen drei ganz neu geschaffene Säle, ein blauer, ein grüner und ein rosafarbener. Der rosafarbene Saal ist der Saal der Blumen.

Der Dichter Saadi würde es besser verstehen, als ich, dem Leser den Saal der Blumen zu schildern; er, dessen Muse die Hände voll Rosen hat. Er würde alle

Wohlgerüche duften lassen, welche seinen strahlenden Himmel durchwallten, und alle jene Thautropfen sammeln, die er zu ächten Perlen gestaltete.

Man hat vielfach die Wunder des Tempels Salomonis gepriesen, aber damals war die Kunst von der Pracht des Materials erdrückt. Man hatte nichts Schöneres zu erdenken gewußt, als die Wände mit Goldplatten zu belegen. In Spanien, dem Lande der Sonne nnd der Zaubereien, hatte man im Palaste von Buen Retiro nichts Besseres gefunden, als die Wände eines der Säle mit tausend Spiegeln zu bekleiden, welche ins Unendliche die Granden und Donas widerstrahlten.

Beim Eintritt in den Saal der Blumen wird der Blick alsbald von dem Plafond angezogen, wie wir in einer Landschaft zuerst nach dem Himmel aufblicken. Die drei Grazien, jene drei theologischen Tugenden der Heiden, umkränzen das Medaillonbild der Kaiserin mit Blumen. Rings umher sind die Künste mit ihren Attributen dargestellt. Ein den Alten bekannter Genius, welcher in den wieder aufgefundenen Fresco-Gemälden bald den Zirkel, den Pinsel, die Lyra und den Meißel in Händen hält, formt in Parischem Marmor die Gestalt einer jugendlichen Mutter. Andere Genien tragen in einem Blumenkorbe den kaiserlichen Prinzen, wecken die noch schlafende Aurora und verjagen die Wolken, um einen heitern Himmel zu schaffen. Dieser schöne Himmel ist noch auf dem Carnieße sichtbar, aber er verliert sich da hinter einem vergoldeten Gitter unter Gewinden von Blumen, welche dort in so großer Anzahl aufblühen, daß man glauben könnte, alle verlorenen Paradiese zu durchwandeln.

In diesem Saale befinden sich sechs Thüraufsätze, auf denen der Maler Blumen symbolisirt hat. Das Bild über der Eingangsthür — eine träumerische mit Sternen gekrönte Gestalt unter der Mondessichel — ist die Pensée. Möge uns das Symbol nicht trübe stimmen. Im Blumensaale hat auch der ernste Gedanke rosige Reflexe und nur die Poesie hat hier Bürgerrecht.

Der Maler, mehr noch mit der Palette, als mit der Idee beschäftigt, hat auf einem zweiten Thürstücke Feldmohn und Kornblumen symbolisiren wollen. Eine wundervolle Aufgabe für den Farbenkünstler! Seinen Gedanken hat er folgendermaßen ausgedrückt: eine Chloë bekränzt sich mit Mohn vor einem Spiegel, den ihr Amor vorhält. An ihrer Seite schlummert eine Phyllos, mit einem Kranze von Kornblumen, und ein anderer Amor versucht sie mit einer Korn-Aehre aufzuwecken. Die Aehre, welche den abgestumpften Pfeil der Alten ersetzt, deutet an, daß es nicht allein Kornblumen und Feldmohn bei der Ernte giebt.

Das Sinnbild des Veilchens bildet das dritte Thürstück: das Veilchen wächst im Schatten des Lorbeers. Das vierte Thürstück ist die Geschichte der Wasserblumen. Welche schönen Wechselgesänge lassen diese Najaden ertönen, bekränzt von Seerosen und Schilf. Ferner ist das Maasliebchen da und die Rose. Das Maasliebchen erzählt immer dieselbe Geschichte: „ich liebe dich — ein wenig — von Herzen — über alle Maaßen!" es ist das Feld-Orakel — ein Orakel, das die Zerstörung seiner Tempel nicht zu fürchten hat. Wie aber symbolisirt der Maler die Rose? Sehr einfach! er zeigt uns Aurora, die Tochter Homers mit ihren Rosenfingern.

Diese Gemälde sind von Charles Chaplain, einem ganz französischen Maler, der in seiner Weise die Tradition der Lemoyne, Boucher und Fragonard fortsetzt. Aber obwohl er so sehr Franzose ist, möchte ich doch einen leisen Anflug englischer Manier in ihn finden. Lawrence würde sich in diesen Thürstücken zu erkennen glauben. Freilich war Lawrence Franzose, ohne daß er es ahnte.

Es liegt ein eigenthümlicher Zauber in dieser Malerei, die so jugendlich frisch auf uns niederlächelt und uns durch Rosenwangen und blonde Locken entzückt. Ein milder Sonnenstrahl, der leuchtet ohne zu brennen, hat diese Schöpfungen verklärt. Wir sind vom Realismus weit entfernt; aber diese holden Gestalten loben

das schöne Leben der Kunst. Es ist ein keuscher Decameron, wo sicherlich reizende Dinge erzählt werden.

Der Kamin ist ein kleines Meisterwerk. Dann sind vier Spiegel da, von Blumengewinden umschlungen und in jeder Ecke des Plafond's ist ein Medaillon, dem Blumen entfallen. Blumen hier, Blumen da, allüberall Blumen. Die Thüren und Umhüllungen schmücken Bilder in Camaïeux, deren leichte Linien von der Zauberhand d'Audran's verschlugen scheinen.

Die Gemächer des Kaisers und des Kaiserlichen Prinzen sind im Erdgeschoß, die des Kaisers haben einen ernsten Character, die des Kaiserlichen Prinzen tragen natürlich die Spuren von Spiel und Unterricht.

Von dem Schauspiel-Saal, welcher der Schauplatz des Convents war, sind nur noch die Ruinen vorhanden. Es ist gut, daß dort nicht mehr Comödie gespielt wird, denn es ist unmöglich, den Raum ohne Gemüthsbewegung zu betreten. Alle erhabenen Gestalten der Revolution sind da in der Dämmerung versammelt und wehen mit den blutigen Leichentüchern.

Was könnte ich denen sagen, die in das offizielle oder vertraute Leben der Tuilerien Einblick gewinnen möchten? Da ist kein Lever des Königs mehr, kein Oeil de Boeuf, da sind keine Höflinge. Wenn jetzt Molière wieder käme, würden die Kammerherren, ohne Umstände, mit ihm frühstücken.

XI.

Man hat Le Nôtre mit seinem ezischen Gedichte „Versailles" und seinem didactischen Gedichte „der Tuilerien" verspottet. Dennoch war Le Nôtre ein großer Dichter, der sich harmonisch jedes Rhythmus zu bedienen wußte.

Wenn ich durch den Garten der Tuilerien gehe, glaube ich ihn zu sehen, wie er im Schatten eines Kastanienbaumes die Sprachlehre der graden Linie schreibt. Man sage mir nichts von Englischen Gärten, — die schon zu Dädalus Zeiten zu alt waren — diesen Archi-

tecturen von Bäumen und Blumen gegenüber, welche für den Palast der Könige der harmonische Säulengang sind. Der Olymp muß ein französischer Garten gewesen sein. In dem Garten der Tuilerien war es, wo Le Nôtre Versailles, den Olymp Ludwig's XIV. geträumt hat. Als er eines Tages dem „Sonnen-König" alle seine zauberischen Eingebungen erzählte, unterbrach ihn Ludwig XIV., ganz geblendet von dieser Vision des Heiligthumes seines Ruhmes: „Le Nôtre, ich schenke „Ihnen 20,000 Francs." Und mehrmals unterbrach der König seinen Gärtner, um seine Belohnung zu wiederholen, bis Le Nôtre erschrocken ausrief: „Ich werde „Ew. Majestät nichts mehr davon sagen, weil ich Sie „zu Grunde richten würde."

Unter der Republik speiste man brüderlich und bürgerlich in diesem schönen Garten. Duplessis-Bertaut, Boilly und Carle Vernet haben diese zugleich rührenden und burlesken Feste mitgefeiert. Was sagte Le Nôtre's Schatten dazu? Die Blumengärten mit runden Marmorsitzen unter den beiden ersten Kastanien-Gebüschen sind von Robespierre zu Republikanischen Festen ersonnen. Unter Ludwig XIII. war der Garten der Tuilerien weit weniger beträchtlich, als er es nachmals unter Ludwig XIV. wurde. Durch eine Straße von dem Palaste getrennt, war er übrigens sehr malerisch und sehr beliebt bei den Mode-Herren und Damen jener Zeit. Es war ein von Liebenden gesuchtes Gebüsch da; ein mit Schwänen bevölkerter Teich; ein Vogelhaus, in welchem die Vögel aller Theile der Welt vereinigt waren. Auch ein Labyrinth gab es, ein Echo, eine Orangerie und ein Theater. Fast hätte ich den Palast der Hunde des Königs vergessen. Durch Patent vom 20sten April 1630 gab der König dem Herrn Renard zwanzig Morgen uncultivirten Landes von diesem Garten, unter der Bedingung, daß er sie urbar machen, seltene Pflanzen daselbst ziehen, und einen Königlichen Hundestall bauen solle. Der Garten der Tuilerien hieß bald der Garten Renard's. Man soupirte da lustig, in guter Gesellschaft,

Verschwender und Courtisanen. Marion Delorme, Ninon de Lenclos und ihresgleichen, wenn es deren gegeben hat, trafen dort alle Herren vom Hofe.

Da kam Colbert, der den Ort zu gut oder zu schlecht besucht fand. Mit dem Genie Le Nôtre's verfaßte er das schöne didactische Gedicht, in welchem die Natur im Hofkleide erscheint, die Kunst aber in den Marmorgebilden der Goysevox, Coustou, Van Clêve, Lepautre, Flamen und Renaudin ihre glänzendsten Strophen singt. Warum ist Le Nôtre nicht an jenem Tage wieder gekommen, als man, die Gesetze des Rhythmus verkennend, Prosa in seine Verse gemischt hat?

Soll ich alle Meisterwerke der Bildhauerkunst im Garten der Tuilerien aufzählen; die beiden anbetungswürdigen Jägerinnen, und den französisch-griechischen Jäger von Coustou; den Faun und die Hamadryade von Coysevox? Wer hat nicht den Laocoon bewundert, den Sansovino von jenem schönen antiken Marmor in Bronze übertrug, welcher eben so wenig ein Zeichen trägt, als die Göttin von Milo? Wer hat nicht die von Theaudon angefangene, von Lepautre vollendete Lucretia gesehen? Wer hat nicht die andern drei Gruppen betrachtet: Aeneas, den Anchises tragend, die Entführung der Orithia und die Entführung der Cybèle? Wer hätte nicht vor den vier Flüssen: dem Nil, der Tiber, der Seine und der Loire gestanden? Wer hat nicht diese Trauben, von Kindern bewundert, welche aus den Füßen des Nils fallen, Symbol der Fruchtbarkeit des überschwemmenden Fluß-Gottes? Könnte man nicht auch sagen, daß sie das Symbol der Ueberschwemmungen der Revolutionen sind?

Da wir von Symbolen sprechen, wollen wir auch jene andern beiden Gruppen von Coysevox betrachten: zwei geflügelte Pferde von weißem Marmor: das Eine trägt eine Fama, das Andre einen Mercur; bald den Krieg, bald den Frieden, immer aber den Ruhm Ludwig's XIV. verkündend.

Der Garten der Tuilerien ist ein wenig aus der

Mode gekommen, seitdem die elysäischen Felder ein englischer Garten sind. Wenn man ins Freie geht, wandert man selten zu Fuß und wenn man zu Fuße geht, geschieht es, um die Daumont passiren zu sehen. Seitdem die elysäischen Felder mit seltenen Bäumen, immergrünen Gesträuchen und Rosen-Bosquets bepflanzt sind, haben die munteren Vögel der Tuilerien ihre ernsten Lauben verlassen, um dort zu singen. Auch das stolze Gefieder ist den Sängern nachgeflogen. Die heraldischen Schönheiten durchstreifen selten mehr die Tuilerien. Höchstens würden die Roman-Schreiber noch eine Heldin unter diesen Schaaren von Kindern finden. Dies ist das Frankreich der Zukunft, das mit dem Reifen spielt.

Bau-Denkmäler.

Das Rathhaus.
(Hôtel de Ville.)

Von

P. Lanfrey.

Die Bauwerke haben eine eigene Sprache, die obwohl stumm, doch oft nicht minder ausdrucksvoll ist, als das gesprochene oder geschriebene Wort. Sei es nun, daß sie von ihrem Ursprung selbst diese bedeutende Physiognomie erhalten, sei es, daß sie ihnen später von der Hand der Zeit aufgedrückt ist: fast immer aber steht sie in unverkennbarer Beziehung zu den Erinnerungen, welche sich an das Gebäude knüpften. Wer erinnert sich nicht, — um ein Beispiel, selbst ganz untergeordneten Ranges, zu wählen, — des düstern und trostlosen Anblicks der jetzt zerstörten Abtei?

Die Nôtre-Dame ist das imponirendste Glaubensgedicht des Mittelalters; der alte Louvre erzählt, in seiner Weise, von den Launen und Verfeinerungen des üppigen Hofes der letzten Valois und der Säulengang in seiner großartigen Anordnung und seinen glücklichen Verhältnissen, besitzt die ganze Harmonie eines Racine'schen Trauerspiels. Dem Rathhaus von Paris ist freilich diese Wahrheit der Physionomie nicht eigen; auch kann man in gewissem Sinne sagen, daß ihm der Charakter fehlt. Wenn wir dies elegante Gebäude betrachten, dem weder Restaurationen, noch allmählige Vergrößerungen, noch die Nebenarbeitungen einer kleinbürgerlichen Baukunst den Stempel des Adels und der Anmuth geraubt haben, welche die Renaissance allen ihren Werken verleiht, denken wir sicherlich nicht an den finstern Geist, dem dies Gebäude so oft als Festung

gedient hat. Es erscheint wie der bevorzugte Palast einer wohlhabenden und friedlichen Bürgerschaft, nicht wie der stürmische Schauplatz der Revolutionen. Ein gleichgültiger und vergeßlicher Zeuge so vieler tragischen Auftritten, sagt es uns nichts von seiner eignen Geschichte. Der allgemeine Eindruck ist mehr ein freundlicher als ein ernster. Das Ganze etwas überladen mit Zierrathen, weckt mehr die Vorstellung des Luxus und Reichthums, als der Größe und Kraft. Die Standbilder einiger großen Männer, erinnern zwar an die Institutionen, welche hier geherrscht haben; aber von den heißen Kämpfen derselben, von ihrem unbegränzten Ehrgeiz und von der furchtbaren Souveränität, welche sie dort vorübergehend ausgeübt, erfahren wir nichts. Dagegen ist dieser Anstrich von Eleganz und behaglichem Wohlergehen ein passender Ausdruck für die verminderte Bedeutung und die gegenwärtigen Ziele der einstigen „Commune de Paris“ — der Ruhe im Wohlstande.

Es ist ein gewaltiger Unterschied zwischen diesem Glanz und der strengen Einfachheit jenes „Sprechzimmers der Bürger“, welches die bescheidene Wiege der Municipalgewalt war, oder jenes „Pfeiler-Hauses“ — Zeuge des ersten Versuchs einer Bürger-Dictatur unter Anführung des Präfecten Etienne Marcel. Aber wir dürfen uns nicht täuschen lassen: unter dieser bescheidenen Außenseiten lag eine Größe verborgen, welche unter dem glänzenden Scheine von heute nicht mehr vorhanden ist. Damals gab es eine frei gewählte Verwaltungsbehörde, von starker Lebenskraft, eifersüchtig auf ihre Rechte und Freiheiten, die selbst ihre Angelegenheiten leitete. Wo sind sie, jene „freien Bürger von Paris?“ So vollständig sind sie verschwunden, daß zu unserer Zeit ein Präfekt von Paris ohne Widerspruch zu erfahren ein Circular schreiben durfte, in welchem so gut wie bewiesen ist, daß der Pariser nicht mehr existirt. Mehr als einmal hat sich Paris das Recht angemaßt, der ganzen Welt Gesetze zu geben; aber wir sehen, daß es für seinen Cosmopolitismus schwer bestraft wird,

da man ihm jetzt sogar die eigene Persönlichkeit abspricht. Man muß glauben, daß es von seinem großem Ehrgeiz gründlich geheilt ist, da man sich erlaubt, seiner ersten Magistratsperson eine solche Verhöhnung in den Mund zu legen.

Die Geschichte der außerordentlichen Wechselfälle und der merkwürdigen Rolle, welche die Municipalität von Paris gespielt hat, erklärt den anscheinenden Widerspruch, der zwischen ihrem Ausgangspunkte und ihrer gegenwärtigen Stellung zwischen der früheren mächtigen Lebenskraft und der heutigen Erschöpfung liegt. Dieses Resultat rührt in der That nicht allein von den allgemeinen Ursachen her, welche auf das Geschick des ganzen Landes rückgewirkt haben, es hängt weit mehr noch mit von dem historischen Verhalten dieses Instituts, von dem Gebrauche, den es von seinen Kräften und von seiner Gewalt gemacht, zusammen. Sein Verfall ist weit davon entfernt — wie man gewöhnlich glaubt —, aus den Erschütterungen zu entspringen, welche die öffentliche Freiheit getroffen haben; seit lange schon hatte dieses Institut nur noch einen schwachen Hauch von Leben.

Der Ursprung der Municipalität von Paris ist derselbe wie der der Communen, und sie ist aus denselben Elementen gebildet. Ihre geschichtliche Originalität besteht nur darin, daß sie, der Centralgewalt näher, bei derselben gleichsam die Rolle eines Volkstribunen spielte. Sobald sie genügend herangewachsen war, um einen eigenen Willen und consequente Pläne an den Tag zu legen, wurde sie, so zu sagen, eine Personification des dritten Standes, welcher bei der Ständeversammlung eine seiner Wichtigkeit und seinem gerechten Ehrgeiz wenig entsprechende Vertretung besaß. Die Municipalität hatte dieselben Anfänge, dieselben Leidenschaften, dasselbe Schicksal. Wie Jener mit der Monarchie im Haß gegen das Lehnswesen verbündet, sieht man sie seit dem dreizehnten Jahrhundert von den Königen durch Zeichen des Vertrauens geehrt, um welche sie die großen

Vasallen der Krone beneiden. Den Vorstehern der Kaufmannschaft und den Schöffen von Paris vertraut Philipp August, als er im Begriff steht, den Kreuzzug anzutreten, seinen Schatz und sein Testament. Ihrer Gerichtsbarkeit, bis dahin hauptsächlich eine handelsgerichtliche, fügt er die niedere Justiz, die hohe Polizei, die Controle über Maß und Gewicht hinzu (1220). Damals nahm sie als Wappen und Siegel das Schiff mit vollen Segeln an, das Sinnbild der Hoffnung. Der Einfluß der Munizipal-Magistratur nimmt unter den folgenden Regierungen noch zu, und mit ihrem Einflusse wächst ihr Ehrgeiz. Vom Verlangen nach Unabhängigkeit steigt sie plötzlich zu dem der Herrschaft, als die Niederlage König Johann's zu Poitiers die Unzulänglichkeit seiner Königsmacht gezeigt hat. Die Dictatur des Etienne Marcel ist nichts anderes, als ein Versuch des dritten Standes, sich die Monarchie zu unterordnen. Es gelingt sofort, und man sieht, einen Augenblick, Marcel den Dauphin und die Stände beherrschen; aber dieser Tribun verfügte nicht über hinreichend mächtige Mittel, um den Erfolg so großer Pläne zu sichern. Gezwungen, sich auf verdächtige oder gefährliche Elemente zu stützen, wie Carl der Böse und die Engländer, verlassen von den guten Städten Frankreichs, welche nicht zu begreifen vermochten, daß ihre Sache die seinige sei, und bei seinem dringenden Aufrufe taub blieben, compromittirt durch die Excesse der Jacquerie, die auf ihn zurückfielen, obwohl er sie verläugnet hatte, scheiterte er in einem großherzigen Unternehmen, welches mit seinen Kräften nicht im Verhältniß stand. Er unterlag, wie so viele andere, weil er der Zeit hatte Gewalt anthun wollen. Von da an findet man in der Municipalität Alles wieder, was später ihre Größe und auch ihre Schwäche herbeiführte. Sie beschäftigt sich nicht mehr ausschließlich mit ihren besonderen Freiheiten und Localinteressen; sie handelt Namens der ganzen Nation; sie betrachtet sich als Vormünderin eines noch unmündigen Volkes, sie ist nicht allein eine

Municipal-Repräsentation, sondern eine revolutionäre Macht. Sie hat deren Kühnheit, deren Initiative, deren hochfahrendes Streben, aber auch deren Unbeständigkeit, deren Mangel an Folge und Maß. Unwiderstehlich während der Tage ihrer Energie und Spannkraft, weiß sie sich weder zu mäßigen noch zu beherrschen, und stets sieht man sie das Ziel verfehlen, weil sie über dasselbe hinaus schießt. Allmächtig den Angriffen ihrer Feinde gegenüber, weiß sie den Aufregungen des Volkes nicht zu widerstehen. Gewisse Episoden der kurzen Dictatur Etienne Marcel's erinnern in frappanter Weise an wohl bekannte Auftritte der Revolution. Als an einem Tage des Aufruhrs Marcel den Dauphin nicht mehr vor einem wüthenden Volkshaufen zu schützen weiß, setzt demselben der Vorsteher der Kaufmannschaft seine eigene Kappe auf (1357). Ist's nicht, als sähe man hier schon den Maire Pétion auf dem Balcon der Tuilerien neben Ludwig XVI., der die rothe Mütze trägt?

Trotz der heftigen Verwünschungen, deren Gegenstand sie war, blieb die Präfectur Etienne Marcel's lange Zeit das geheime Ideal des municipalen Ehrgeizes. Derselbe bemühte sich aber vergebens, dieselbe wieder ins Leben zu rufen, so lange die Zerrissenheit der blutigen Kämpfe der Armagnacs und der Burgunder dauerte. Diese Kämpfe waren eigentlich Lehnskämpfe, und die Municipal-Gewalt fand es sicherer, zu ihrer früheren klugen Politik des engen und innigen Bündnisses mit dem Königthum zurück zu kehren. So gesinnt trat sie der Reformation entgegen. Gewöhnt, alle Feinde des Königthums als ihre eigenen zu bekämpfen, sah sie in der Reformation nur ein verkapptes Werkzeug der Lehns-Aristocratie und nahm mit der ganzen Heftigkeit der Volksleidenschaft Partei dagegen. Seit Franz I. petitionirt die Municipalität mit Wuth gegen die „Luthéryens". Die Könige, welche der freisinnige Geist des Protestantismus erschreckte und welche um keinen Preis das Bündniß mit der Kirche verlieren wollten, hüteten sich wohl, einen so mächtigen Bundes-

genossen zu vernachlässigen. Catharina von Medicis wußte mit gewohnter Geschicklichkeit dem Stolze der Pariser Bürger zu schmeicheln: man fanatisirte die kleinen Kaufleute durch entflammende Predigten, und, als die Sturmglocke der Kirche von Saint Germain l'Auxerrois das Signal zu dem Morden der St. Bartholomäus-Nacht gab, wurde der blutige Aufruhr nirgends so gut aufgenommen, als im Rathhause.

Aber man entfesselt die Leidenschaften des Volkes nicht ungestraft: indem man ihm das Gefühl seiner Kraft gab, hatte man zugleich seinen ganzen Ehrgeiz geweckt. Die Municipalität von Paris wurde abermals eine beinahe revolutionaire Macht und bemühte sich, ihren Einfluß gegen eben diejenigen zu benutzen, welche denselben ausgebeutet hatten. Als die Ligue sich unter den Auspicien des Herzogs von Guise anscheinend zum Zweck der Bekämpfung des Protestantismus bildete, nahm die Municipalität in derselben eine der ersten Stellen ein. In Wahrheit war dabei ihre Absicht, an die Stelle des Königs von Gottes Gnaden einen von ihr geschaffenen König zu setzen, welchen sie beherrschen zu können hoffte. Der stets vorgeschützte religiöse Vorwand verbarg den politischen Gedanken kaum. Der Herzog von Guise wurde der wirkliche König von Paris; im Rathhause, dem Mittelpunkte der Bewegung, war es, wo dieser große Agitator seinen Hauptstützpunkt fand. Dort wurde zum ersten Male der Schwur gehört: „die Capets vom Throne zu stoßen"; — dort erduldete das Königthum seine ersten Demüthigungen, dort endlich erniedrigte sich Heinrich III. am Tage der Barrikaden, in der Hoffnung, die empörten Bürger zu besänftigen. Mit Mühe nur gelangte er dorthin, von seinem Lehnsmann beschützt; als aber Guise an seiner Seite sichtbar wurde, hörte man nur noch Einen Ruf: „Es lebe Guise!" „Genug! Zu viel meine Herren!" bat der Herzog flehend, verlegen über seinen eigenen Triumph: „Rufen Sie, es lebe der König!" Die Ermordung Guises im Schlosse von Blois tödtete die künftige Monarchie im Keime,

aber sie hielt die Bewegung nicht auf. Die Bürger von Paris wollten ihren selbst erwählten König haben: sie proklamirten den Cardinal von Bourbon unter dem Namen Carl X. Das Parlament widersetzte sich ihnen: sie sperrten das Parlament in die Bastille. Ihr Rath der Sechzehn, Abgeordnete der sechzehn Pariser Stadtviertel, thronte im Rathhause; ihre Prediger Boucher, Feuardent, Panigarolle waren eben so viele Volkstribunen, welche das Recht des Volkes dem Rechte der Könige gegenüberstellten und so weit gingen, daß sie öffentlich die Lehre des Königsmordes predigten, wobei sie sich auf Bibeltexte stützten. Es war in Wahrheit eine Republik, die sich unter den Augen des ohnmächtigen und bestürzten Herzogs von Mayenne bildete; aber es war eine absolute, terroristische Republik, die den Keim der eigenen Vernichtung in sich trug. Die Demokratie der Ligue zeigte Gleichheits-Instinkte, aber Freiheits-Instinkte hatte sie nicht. Sie blieb in dem Zustande der blinden und regellosen Gewalt, und zeigte sich unfähig, eine Regierung zu gründen. Im Uebrigen war sie schon ihren eigenen Ueberschreitungen erlegen und hatte einer halb militairischen, halb geistlichen Oligarchie Platz gemacht, als Heinrich IV. in Paris einzog (1594), nachdem er sein Recht „fröhlicher Thronfolge" durch das Abschwören seines Glaubens erkauft hatte.

Das Rathhaus mußte jetzt lange Zeit auf seine Tribunen-Prätension verzichten: er begnügte sich damit, mit Heinrich IV. durch einen regelrechten Vertrag die Aufrechthaltung seiner municipalen Freiheiten festzustellen, welche dieser König gewissenhaft ehrte. Aber Heinrich IV. war ängstlich besorgt, die Register der Ligue verbrennen zu lassen, indem er dieses Denkmal der Volkssiege dem Königthum gefährlich erachtete. Unter der Fronde spürte die Municipalität von Paris abermals Lust, ihre revolutionaire Rolle wieder aufzunehmen, sie hatte jedoch nicht mehr die Kraft dazu, und, da sie allein keine Furcht mehr erregte, handelte sie nur als Bundesgenossin und folgte den Ereignissen, statt sie zu leiten.

Sie wurde bald Werkzeug, bald Spielzeug der großen Herren und der großen Damen, welche diese seltsame Intrigue mit der ganzen Leichtigkeit einer Aristokratie ohne Halt und ohne politisches Verständniß leiteten. Anfangs scheint Paris aufzuwachen, und man sieht aus dem Hintergrunde der Ladenstuben die alten Hellebarden aus der Zeit der Ligue hervorkommen; aber, wenngleich das Rathhaus dem aufrührerischen Parlamente und den hauptsächlichsten Aufrührern der Fronde zum Schutzorte dient, ist es doch nur noch scheinbar der Mittelpunkt der Bewegung, und die guten Bürger werden von den tapferen Helden ausgelacht, welche sie ausbeuten. Von der Niederlage der Frondeurs an, bis zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts hört man von der Municipalität von Paris nicht mehr sprechen, es sei denn von ihrer Gefälligkeit und Fügsamkeit. Die Municipal-Gewalt ist, wie alle andern Mächte des Staates, durch die monarchische Centralisation erdrückt, zu deren Befestigung sie selbst so viel beigetragen, selbst dann, als sie dieselbe zertrümmern zu wollen schien. Unter Ludwig XIII. lieferte sie Richelieu Subsidien gegen die Protestanten von la Rochelle. Unter Ludwig XIV. und Ludwig XV. ist das Rathhaus nur ein Palast, in welchem in Wahrheit ein Administrativ-Conseil seine Sitzungen hält, dessen hauptsächlichste Bestimmung aber zu sein scheint, prahlerische Inschriften zum Ruhme beider Könige anzunehmen und dem Publikum große Säle zu öffnen, in denen man ihnen zu Ehren tanzt.

Aber die Morgenröthe des Jahres 1798 ist endlich angebrochen, und der dritte Stand glaubt den Augenblick gekommen, um sich seinerseits des gefährlichen Werkzeuges der Herrschaft zu bemächtigen. Die revolutionaire Centralisation bietet der monarchischen die Spitze. Sie macht das Rathhaus zu ihrer Festung. Das sind die Tuilerien des Volks. Seit der Einnahme der Bastille ist die Commune von Paris nicht das begeisternde Prinzip, sondern die handelnde Hauptperson der französischen Revolution; sie ergreift deren Initiative, sie regelt deren

Handeln und Streben; glückliche und heilbringende Aufgabe, wenn die Commune der Versuchung widerstehen kann, eine Bewegung, welche das Werk der gesammten Nation ist, für sich selber auszubeuten. Vom Rathhause gehen die großen Schläge aus, welche das Herz der Monarchie der Willkührherrschaft treffen werden. Ohne das Rathhaus ist die Constituante in den Fallstricken von Versailles gefangen, eine Schule von Theoretikern, welche man nach Gefallen zerstreut; das Rathhaus wird ihre Stütze und ihr rechter Arm. Der Constituante gebührt die Ehre, die großen Grundsätze zu dekretiren, dem Rathhause gehört die That und die Verantwortlichkeit der kühnen Beschlüsse. Auf seinen Aufruf versammelt sich das permanente Comité der Wähler, welches das Volk gegen die Bastille hetzt, die mit der rothen und blauen Cocarde, den Farben der Stadt, geschmückte National-Miliz organisirt und, in Ermangelung der Flinten, mit Piken bewaffnet. Bald beugt sich der besiegte König vor dieser gestern noch so fügsamen, heute so furchtbaren Macht; aber es ist nicht mehr der Vorstand der Kaufmannschaft, Flesselles, welcher ihn empfängt, es ist Bailly, der Maire von Paris. „Sire!“ sagt er, „ich bringe Ew. Majestät die Schlüssel der guten Stadt „Paris. Es sind dieselben, welche Heinrich IV. gebracht „worden sind. Er hatte sein Volk wieder erobert, hier „hat das Volk seinen König erobert.“ Und Ludwig XVI. nimmt aus seiner Hand die Cocarde, er schmückt sich mit den Farben des Aufruhrs, eine Eingebung, welche ihn gerettet haben würde, wenn sie statt einer Schmeichelei für die Menge, das Zeichen einer veränderten Politik gewesen wäre.

Während der ganzen Zeit der Sitzungen der Constituante beschränkte die Commune von Paris ihren Ehrgeiz darauf, sich zum Dollmetscher nnd Vollstrecker des gesetzgebenden Willens zu machen. Sie eilte ihm zuweilen voraus, aber sie trat ihm nie entgegen. Hierin lag das richtige Maß und Gesetz ihrer revolutionären Thätigkeit, und viel Unglück wäre verhindert worden,

wenn sie sich immer an diese Politik gehalten hätte. Kaum aber betritt die Legislative die Bühne, so verräth auch die Commune die Absicht, sich der oberen Leitung der öffentlichen Angelegenheiten zu bemächtigen und ihren Willen der Versammlung, welche die Nation repräsentirt, zur Norm zu geben. Sie empfängt nicht mehr die Parole, sondern hat die Anmaßung, sie zu geben. Sie entfesselt die Leidenschaften des Volkes und überstürzt die Ereignisse, um die Versammlung gegen deren Willen zu bestimmen. Am 20. Juni offenbart sie den Feinden ihre Kräfte und beweist ihnen, daß nur sie allein noch das Volk vorwärts treiben oder zurückhalten kann. Am 3. August tritt Pétion in ihrem Namen vor die Schranken der Versammlung, um deren Absetzung zu fordern, am 10. August verfügt sie dieselbe. Bis dahin hat ihrerseits jedenfalls noch keine wirkliche Einschüchterung stattgefunden, denn sie findet sich mit dem innigsten Wunsche der großen Mehrzahl der Versammlung im Einklange. Aber nachdem die Municipalität aus diesem Kampfe siegreich hervorgegangen, kennt sie keine Bedenken mehr und keine gesetzliche Schranken. Ohne Scheu bemächtigt sie sich der Dictatur und schreibt der erschrockenen Volksvertretung Gesetze vor, wenn es nöthig ist, Drohung und Gewalt anwendend. „Das Volk ist müde, nicht gerächt zu werden", „sagen ihre Redner, „fürchtet, daß es sich selbst Gerech- „tigkeit verschaffe!" So setzt sie der Versammlung, so zu sagen, das Messer an die Kehle, und zwingt sie, die Einkerkerung des Königs im Tempel, die Abschaffung des Gesetzes über die activen Bürger, die Versammlung eines National-Convents, endlich das Institut eines außerordentlichen Tribunals, den ersten Versuch der exceptionellen Justiz, zu beschließen. Das ist nicht mehr der liberale und aufgeklärte Bürgersinn der Patrioten von 1789, es ist der blinde Absolutismus der fanatischen Demokratie der Ligue. Auch verfehlt er nicht, am 2. September ein Echo der Sct. Barthélemy heraufzubeschwören, jene Mordnacht, welche wenigstens die

Entschuldigung des religiösen Fanatismus hatte und deren Anstifter nicht in dem Jahrhundert Voltaire's und Montesquieu's gelebt. Man kann heutigen Tages den Antheil nicht mehr bestreiten, welchen die Municipalität von Paris an diesen beiden verabscheuungswürdigen Tagen gehabt. Man würde in ihren Archiven eben so gut die Berechnung der Summen finden, die den September-Mördern ausgezahlt sind, wie man daselbst zahlreiche Beweise der Mitschuld an der St. Bartholomäus-Nacht gefunden. Um gerecht zu sein, müssen wir jedoch hinzufügen, daß die Municipalität im September nur noch das Werkzeug eines rasenden Pöbels war, welchen Männer wie Marat, Sergent, Billaud Varennes, Collot d'Herbois, Panis, Jourdeuil u. s. w. beherrschten (1792).

Die Bildung des Convents, weit entfernt, der Dictatur ein Ende zu machen, welche die Commune von Paris sich angemaßt, verstärkte sie Anfangs nur: Vom Anbeginn an entspann sich in dieser Versammlung der Kampf derer, welche eine auf Gesetzlichkeit basirte liberale Republik wollten, mit denen, welche eine dictatorische, absolute Demokratie forderten. Das Blutbad des Septembers schied die beiden Partheien. Die Anhänger der dictatorischen Demokratie waren im Convent die Minderzahl, aber die Commune, der Stütze des Volkes versichert, ergriff mit ihrer gewöhnlichen Leidenschaftlichkeit für sie Parthei und nahm keinen Anstand, den Kampf mit der National-Repräsentation aufs Neue zu beginnen. Die Girondisten begriffen sofort, daß sie, um ihre Gegner zu treffen, die Commune angreifen mußten. Aber, wenn sie in der Versammlung und in der Nation die Mehrzahl für sich hatten, so stand ihnen das durch seine neue Allmacht berauschte Volk von Paris feindlich gegenüber. Dazu kam, daß sie durch Rücksichten auf Gesetz und Recht gelähmt, einem Feinde gegenüber, welcher dergleichen Bedenken durchaus nicht kannte, der nöthigen Energie ermangelten. Sie erlangten zwar von der Versammlung die Ernennung des berühmten „Comité der

Zwölfe", welche beauftragt wurden, das Verhalten der Municipalität zu untersuchen. Aber die Commune erschien selbst am 31. Mai mit ihrem Maire Pache und zwang den gedemüthigten Convent zu einem von Henriot dictirten Widerruf. Dieser Triumph genügte ihr noch nicht, am nächstfolgenden Tage, den 21. Juni, zieht Marat selbst die Sturmglocke am Rathhause und der General der Commune erscheint mit seinen Soldaten abermals, um von dem Convente die Verhaftung der Girondisten zu fordern. Man schlägt sie ihm ab: er läßt Kanonen auf die Volksvertreter richten und der Convent, von Henriot gefangen, geschmäht von einem wüthenden Pöbel, beugt sein Haupt unter das Joch, bewilligt Alles, was man von ihm verlangt, und Marat selbst dictirt die Proscriptionsliste.

Aber jedes Institut, welches seine Macht mißbraucht, nutzt sich ab und schwächt sich durch diesen Mißbrauch. Das ist ein historisches Gesetz, welchem die Commune von Paris, früher oder später, nicht entgehen konnte. Da sie nun keinen andern Zweck mehr hatte, als die Erhaltung ihrer demokratischen Dictatur, konnte sie nicht umhin, mit allen auf einander folgenden Regierungen, welcher Art diese auch sein mochten, in Kampf zu gerathen. Sie wurde also durch die Macht der Verhältnisse gezwungen, sich dem Wohlfahrts-Ausschusse feindlich gegenüber zu stellen, obwohl derselbe mit ihr auf gleichem Princip beruhte, aber freilich ihr gegenüber das ganze Uebergewicht einer geregelten Macht über aufgeregte und fessellose Elemente besaß. Während dieses kurzen Kampfes sah man die Commune den Cultus der Vernunft dem des höchsten Wesens entgegensetzen; den Club der Cordeliers dem Club der Jacobiner; und eine Art von Theorie der directen Volks-Regierung, der Centralisation des schrecklichen Comités. Letzteres aber wußte seinen Feinden zuvor zu kommen, und die Hinrichtungen Hébert's, Chaumette's, Ronsin's und Monmoro's führten einen Schlag gegen diese Parthei, von welchem sie sich nicht wieder erholen sollte. Die Commune, jetzt

ihrerseits besiegt, kam der Versammlung, welche sie so oft gedemüthigt hatte, Abbitte zu leisten. Zum ersten Male hatte die Municipalgewalt, das furchtbare Werkzeug der Revolutionen, diejenigen getäuscht, die sich ihrer bedienen wollten und mit ihrem Nimbus der Unbesiegtlichkeit ging der größte Theil ihrer Kraft verloren. Als Robespierre wagte, das Comité anzugreifen, dessen Chef er so lange gewesen war, suchte er natürlich seinen Stützpunkt in der Commune von Paris, aber er fand in ihr nur noch eine zerbrochene Sprungfeder. Henriot vermochte zwar noch die Sectionen mit fortzureißen, um den gefangenen Tribunen zu befreien; aber der Ausspruch des Convents: „außer dem Gesetze,“ machte seine Kanoniere erbleichen, und sie weigerten sich, Feuer zu geben. Man kennt die Folge und die Entwickelung dieser tragischen Scene. Um Mitternacht thronte Robespierre noch im Rathhause, die Vertilgung seiner Feinde vorbereitend. Der Grêve-Platz, von Piken und Kanonen starrend, war von einer unermeßlichen Menge gefüllt, und widerhallte von dem Lärm ihrer Ausrufungen. Plötzlich verbreitet sich die Nachricht von dem Decret, das die Aufrührer „außer dem Gesetz“ erklärt. In wenigen Augenblicken zerstreuen sich die Haufen und voll Entsetzen sehen sich die Verschwornen allein. Mittlerweile ertönen eilige Schritte inmitten des nächtlichen Schweigens; das Geräusch kommt näher, die Thüren werden lärmend aufgerissen: es sind die Soldates des Convents, von Barras und Fréron geführt. Der Gensd'arme Méda stürzt sich auf Robespierre und zerschmettert ihm mit einem Pistolenschusse den Kinnbacken. Robespierre der Jüngere springt aus dem Fenster, Lebas entleibt sich selbst, Saint Just erwartet schweigend sein Schicksal; Couthon verbirgt sich unter dem Tische, Coffinhal stürzt Henriot in einen Abzugscanal und entflieht. Das war das Ende der Commune!

Unter dem Consulate und dem Kaiserreiche unterliegt die Municipal-Gewalt dem gleichen Geschick wie die gesetzgebende und die richterliche Macht: sie fällt

unter die unbeschränkte Herrschaft des Mannes, welcher keine andre Autorität neben sich leiden konnte. Das Rathhaus machte nur noch durch den Luxus seiner Feste von sich reden, deren Pracht mit jedem Schritte wuchs, der das Land der Weltherrschaft, das heißt dem Untergange näher brachte. Von jener Zeit schreibt sich die Organisation her, welche die Municipalität von Paris in die demüthige Stellung eines von dem Präfecten geleiteten Verwaltnngs-Rathes herabgedrückt hat. Daß eine solche Organisation dem argwöhnischen Despotismus einer Militairmacht als die bequemste und einfachste erschien, ist nicht zu verwundern; völlig unerklärlich aber müssen wir es nennen, daß sie bis auf wenige Kleinigkeiten unter den liberalen Regierungen fortbestanden hat, deren erste Sorge die Emancipation der Municipal-Gewalt sein mußte. Dieser Vorwurf richtet sich besonders gegen das durch die Juli-Tage geschaffene Régime und gegen die Republik von 1848.

Die Juli-Herrschaft ist im Rathhause geboren. Die provisorische Regierung, welche gleich anfangs dort von dem wieder in den Besitz seiner Festung gelangten Volke eingesetzt ward, war nichts anderes, als eine Municipal-Commission. Aber diesmal wußte man sich vor den autocratischen Traditionen der alten Commune von Paris zu hüten; und die von La Fayette begeisterte Municipal-Commission zeigte sich sorglicher bemüht, der neuen Revolution zu dienen, als sie zu beherrschen. Indem sie, ungeachtet ihrer geheimen Vorliebe für die republicanische Form, die constitutionelle Monarchie aufrecht erhielten, thaten die Volksführer derzeit nichts, als daß sie sich den Wünschen der gesammten Nation fügten; aber nicht ohne Bedingungen zu machen dankten sie ab. Als am 31. Juli 1830 der Herzog von Orléans seine Krone im Rathhause holte, als ihn La Fayette, vom großen Balcon herab, dem Volke vorstellte, indem er rief: „Seht hier die beste der Republiken!“ als er der Menge seine mit lebhaftestem Beifall aufgenommene Erklärung des neuen Régime vorlegte: „ein von Republicanischen Institutionen um-

gebener Thron"; waren das nicht leere Worte: es war der aufrichtige Ausdruck der Bedürfnisse eines Landes, welches endlich sich selbst beherrschen wollte. Dieses war der tiefe Sinn jenes berühmten: „Programms des Rathhauses," das seitdem der Gegenstand so vieler unvorsichtigen Scherze geworden ist, dessen Existenz man sogar in Frage gestellt hat — als ob eine unter solchen Voraussetzungen vom Volke vergebene Krone nicht schon an sich ein Programm wäre, welches deutlich ausspricht: „Ende der persönlichen Herrschaft und aufrichtige Handhabung der freien Institutionen!" — Aber die Juli-Monarchie dachte gar nicht daran, die Municipal-Gewalt, welche ihre Wiege gewesen war, das Leben wieder zu geben. Und doch, hätte man ihre Befugnisse entwickelt, sie auf die Höhe einer großen Volks-Magistratur erhoben, welches ihre natürliche Stellung ist, so hätte man damit ein mächtiges Element der Kraft und des Bestehens geschaffen.

Diesem freien und lebendigen Organe zog man das hinfällige Gebäude der administrativen Centralisation vor. Es ist wahr, die Ernennung des Municipal-Rathes wurde der Wahl frei gegeben, aber der Wahl einer durch Census beschränkten priviligirten Minoritat; sein Einfluß blieb daher der, eines dem Präfecten an die Seite gesetzten rathgebenden Körpers ohne Initiation, und ohne wirkliche Autorität. Die Fehler der conservativen Partei gaben der revolutionären Partei bald ihre Macht zurück, und das Rathhaus ward aufs Neue der Zielpunkt aufrührerischer Bewegungen.

Am 24. Februar 1848 riß die lange zurückgehaltene Fluth an einem Tage die Wahl-Monarchie mit sich fort. In wenigen Stunden ging die Regierung von den Tuilerien auf die Kammer, von der Kammer auf das Rathhaus über. Hier war es, wo nach dem Angriff des Volks auf die Kammer, Lamartine und seine Collegen sich als provisorische Regierung anerkennen ließen und wo diese inmitten des Sturms improvisirte Regierung bis zu Ende ihre Sitzungen hielt. Auch jetzt sehen wir sogleich wieder das alte Fatum des Forums von Paris

erwachen. Fast augenblicklich entspinnt sich der Kampf zwischen der liberalen Demokratie, und Denen, welche die Souverainität der Nation nur anrufen, um derselben ihren eigenen Willen aufzuzwingen. Sie haben wieder alle dictatorischen Ansprüche der Tribunen der alten Commune, aber dieselben versteckten sich unter volkswirthschaftlichen und humanen Theorien, die ihnen selbst die verhängnißvolle Tragweite dieser Ansprüche verbergen. Obwohl sich die provisorische Regierung verpflichtet hatte, nichts zu entscheiden, bevor sie den Willen der Nation zu Rath gezogen, verlangen die neuen Dictatoren die sofortige Proklamation der Republik, unter Vorbehalt der Ratification des Volkes. Als dieser Sieg errungen, gehen sie weiter und verlangen die Tricolore durch die rothe Fahne ersetzt zu sehen. Jetzt aber wagten einige kühne Ehrenmänner, die sich das Volk zu Führern gegeben hatte, Widerstand zu leisten. Dennoch wären sie vielleicht in diesem Kampfe besiegt, ohne das wunderbare beispiellose Uebergewicht, welches ein großer Dichter über die Menge gewann. Die unter diesen kritischen Umständen von Lamartine geübte Herrschaft ist ohne Beispiel in der Geschichte. Sie scheint ein Wunder, eine Bezauberung. Es war Orpheus selbst, den Löwen „Volk" abwechselnd besänftigend und bezaubernd. Er stellte der rothen Fahne, „welche nie einen andern Weg „gemacht hatte, als um das Märzfeld im Blute des „Volks geschleppt", die Tricolore entgegen, „welche die Welt durchzogen," und die rothe Fahne wich zurück. Das hochsinnige Decret, welches die Todesstrafe für politische Vergehen abschaffte, bewies gleichzeitig, daß die neue Regierung des Rathhauses bemüht war, die Traditionen der Pariser Commune zu verwerfen; aber die Traditionen erachteten sich nicht als besiegt, und bemühten sich, mehr als einmal, ihren Platz wieder einzunehmen. Aus diesen Versuchen, und dem Schrecken, den sie bei den Conservativen erregten, entsprang zum Theil die unüberlegte Reaction, welche uns so weit zurückbringen sollte. „Hütet Euch!" rief Lamartine, am 17. März

bei Gelegenheit eines solchen Versuches von Usurpation, „die 18. Brumaire des Volkes könnten die 18. Brumaire des Despotismus herbeiführen!" Fruchtlose Warnung! Der 16. April 1848 sah einen Versuch der Volks-Dictatur erneuern, welcher, gleich den früheren, scheiterte, welchen man aber nicht anders besiegen konnte, als indem man die Macht der Revolution gegen die Revolution selbst wendete. Die Vereinigung der National-Versammlung schien gemacht, um die Frage abzuschneiden, und den Parteien eine Waffenruhe aufzulegen, weil eben diese Versammlung der Ausdruck der Volks-Souverainität war, vor welcher alle Parteien sich beugten. Aber der Tag des 15. Mai zeigte bald, daß diese absolute Democratie in Wahrheit nur ihre eigene Allmacht anerkannte. Es gelang ihr, sich des Rathhauses zu bemächtigen; doch nur eine Stunde herrschte sie dort, und sah sich von dem größeren Theil ihrer Führer verlassen. Die Dictatur der Commune von Paris hatte sich als entschieden unmöglich erwiesen; sie hatte keine Existenz-Berechtigung mehr, in einer Zeit, wo die Nation so viele directe und indirecte Mittel besaß, ihre Wünsche bemerklich, ihren Willen geltend zu machen. Die Juni-Tage die eine weise, versöhnliche Politik vielleicht zu verhindern vermocht, vollendeten die Niederlage einer Partei, deren Kraft fortan mehr auf den nur zu reellen Leiden des Volkes als auf untüchtig befundenen Theorien beruhte. Leider gingen die Sieger in der Weise jener schrecklichen Mittel zu Werke, die mit der Krankheit zugleich auch den Kranken tödten. Man entging der demagogischen Dictatur, aber nur, um bald nachher unter die Militair-Dictatur zu fallen.

Die Republik von 1848 hatte die kurze Dauer eines Blitzes zwischen zwei Donnerschlägen. Wir haben hier nicht an ihre großen und hochherzigen Eingebungen zu erinnern, aber, um uns auf den speziellen Gegenstand, welcher uns beschäftigt, zu beschränken, glauben wir, daß die Geschichte dieser Republik ihr außerordentliches Mißtrauen gegen locale Freiheiten zum Vorwurf machen wird.

In diesem Puncte den Regierungen ähnlich, welche ihr vorangegangen, bildete sie sich ein, mit wenigerem Grunde noch als diese ein Element der Kraft und Dauer in der administrativen Centralisation zu finden. In einigen Puncten zeigt sie sich sogar noch furchtsamer, als das frühere Régime. So wurde der Municipal-Rath von Paris, welcher unter der Juli-Regierung wählbar gewesen war, unter der Republik ein „nicht Wählbarer"; wenigstens bestand die nach der Revolution von den Machthabern ernannte städtische Commission so lange wie die Republik selbst und die abergläubische Anhänglichkeit, welche sich in den Berathungen jener Zeit für die Administrationsroutine kundgiebt, erweckte die gerechte Besorgniß, daß aus dem Provisorium leicht ein Definitivum werden könne. Daß beide aber auf dem Wege der Logik und Naturentwicklung rückwärts gehen, denn nimmer hat es in der Welt eine Republik gegeben, welche nicht freisinnige und festgegründete Municipal-Institutionen gehabt hätte. — Diese Anomalie ist um so weniger zu begreifen, weil diejenigen, welche Paris ein Recht versagten, das dem kleinsten Dorfe eingeräumt wird, dieselben waren, welche mit Worten die lächerlichsten Schmeicheleien an die Stadt verschwendeten, indem sie dieselbe ausdrücklich: „das Herz und Gehirn Europa's" nannten.

Das jetzige Régime ist consequenter gewesen, es hat die Municipal-Organisation beibehalten, welche seine Vorgänger ihm fast unberührt überliefert hatten. Wir überlassen es Anderen, über die vollkommene Regelmäßigkeit dieser complicirten Maschine ihr Entzücken kund zu geben; über die ein wenig beunruhigende Thätigkeit, welche sie entwickelt; über ihr Budget von 200 Millionen und die Unermeßlichkeit ihrer Hülfsquellen, welche immer noch von der ihrer Ausgaben übertroffen wird; über die unendliche Anzahl der öffentlichen Bedürfnisse endlich, für welche sie sorgt: Schulen, Hospitäler, Asyle, öffentliche Unterstützung, Hallen und Märkte, Localsteuern, Expropriationen, Unterhaltung der Wege 2c. Was uns diese Wunder verleidet, ist, daß hier Alles

von einem einzigen Manne berechnet, controlirt, entschieden und gemacht wird. Hinter allen diesen schönen Leistungen ist die größte Willkür verborgen und sie wird kaum bemäntelt durch das Vorhandensein eines Rathes, welcher zuweilen seine Meinung sagt; aber kein Mittel besitzt, dasselbe geltend zu machen. Uebrigens ist auch eine Bureaucratie keine Municipalität.

Ein Präfect, von Rechnungsführern bedient, von Vertrauten berathen, welche ihm nur das Echo seines eigenen Gedankens zurückgeben, ersetzt nicht alle die kostbaren Güter, welche eine Frucht der frei gehandhabten Municipal-Institutionen sind: den Wetteifer der Bürger, die Achtung der Gesetzlichkeit, den Geschmack an der Controle und Discussion, alle jene Bürgertugenden endlich, ohne welche die Freiheit nur ein Baum ohne Wurzeln ist. Die municipalen Freiheiten sind nicht allein der Garantie wegen nothwendig, sie sind es mehr noch um der Initative willen. Sie sind die Hochschule des öffentlichen Lebens. Sie allein können jenes erste und unerläßliche Element des freien Staates: den Bürger, heranbilden.

Dieser schnelle Ueberblick der Wechselfälle in der Municipal-Regierung von Paris zeigt uns dieselbe eifriger bemüht, die Geschicke des ganzen Frankreichs zu lenken, als ihre eigenen Vorrechte zu vermehren und zu entwickeln. Dieser Ehrgeiz ist gleichzeitig ihr Ruhm und ihr Unglück gewesen. Es wäre undankbar, die Dienste nicht anerkennen zu wollen, welche sie der Sache der Freiheit der Nationen durch ihre unermüdliche Initiative geleistet hat; aber es wäre auch Kurzsichtigkeit und Verblendung, das Uebel leugnen zu wollen, welches die dictatorischen Ansprüche erzeugt haben, die so oft Paris in Widerstreit mit Frankreich selbst gebracht. Es ist in der That bemerkenswerth, daß sie, so oft sie die Hand ausgestreckt hat, um sich dieser so sehr begehrten Herrschaft zu bemächtigen, durch eine Reaction, welche von dem ganzen Lande ausging, des Besitzes derselben wieder beraubt und für ihren Versuch durch den Ver-

lust irgend eines ihrer Vorrechte bestraft worden ist. Heute bleibt ihr von derselben nichts mehr übrig. Von Dictatur zu Dictatur ist sie dahin gelangt, keinen Einfluß mehr auf ihre eigenen Angelegenheiten zu haben, welche als aller Welt und Niemand gehörend betrachtet werden. Paris hat Frankreich verschlingen wollen und Frankreich hat Paris verschlungen. Es ist in die öffentliche Domaine der Nation gefallen, fast so, wie Rom in die des Catholicismus. Und man hat diese seltsame Expropriation so vollständig gemacht, daß man bei derselben nicht einmal die gesetzgebende Controle dulden will. Denen, welche Letztere verlangen, wirft man ein, daß Paris Frankreich angehört. Die Wahrheit ist, daß man dieser Stadt keine Controle irgend welcher Art gewähren will. Sie hat weder individuelles Leben noch eigenen Character mehr; sie arbeitet selbst an der Zerstörung ihrer alten äußeren Gestalt, und ihr seltsamer Eifer bei diesem Zerstörungswerke ist der einzige Zug, welcher noch an ihre revolutionären Neigungen erinnern mag. Ihre Einwohner endlich scheinen sich ganz in diese Erniedrigung ergeben zu haben: man hat keinen Protest von ihnen gehört, als ihr erster Magistratsbeamter sie mit der Benennung einer Nomaden-Bevölkerung bezeichnet — ich hätte beinahe gesagt — beschmutzt hat. Ist das der Beschluß des Schicksals? Und soll Paris, — in gewisser Weise so enden wie Rom?

Sollte zwischen ihrem alten Traume absoluter Herrschaft und ihrem jetzigen Zustande der Unterwürfigkeit und Vernichtung kein Raum für eine ehrenvollere, thätigere, einflußreichere Stellung zu finden sein? Nein! nicht an diesem unfruchtbaren Ufer zu scheitern ist dem schönen, unter vollen Segeln fahrenden Schiffe bestimmt. Wenn man so lange das Phantom des Universal-Königthums verfolgt hat, beruhigt man sich nicht dabei, nur die Sclaverei zu umarmen. Das Problem, welches so schwierig scheint, wird an dem Tage vollständig gelöst werden, wo Paris, der unumschränkten Dictatur entsagend, nur danach streben wird, sich selbst zu beherr-

schen, und sich damit begnügt, nach Außen hin durch seine staunenswerthe Macht der öffentlichen Meinung und durch die Gewalt seiner geistigen Propaganda zu herrschen. An dem Tage wird das Rathhaus aufhören, der Sitz einer mit dem Namen der Municipalität geschmückten ministeriellen Agentur zu sein, aber es wird der mächtige Sitz des Lebens und Lichtes werden.

Anmerkungen und Nachweise.

Die Pariser Hansa, Verein von Kaufleuten, war ursprünglich ein ganz fiskalisches Institut, zur Erhebung von Schiffsabgaben der Fahrzeuge, welche von der niederen nach der oberen Seine und umgekehrt, gingen. Später wurde die Hansa ein Institut der Municipal-Verwaltung, daß jedoch lange Zeit seinen ursprünglichen Character bewahrte.

Anfangs hielt die Hansa ihre Sitzungen in einem Hause am Quai de la Mégisserie, nahe am Châtelet. Sie verpflanzte dieselben sodann zwischen das Châtelet, und die Kirche Sct. Leufroi, den Platz des heutigen Châtelet. Man nannte dieses Haus „la Marchandise“ später „le Parlouer aux bourgeois“. Noch später wurden die Sitzungen, am andern Ende von Paris, in einem der Thürme der Einwallung Philippe August's, nahe bei dem Thore Gibart oder Sct. Michael abgehalten. Endlich, im 14. Jahrhundert, (6. Juli 1357) kaufte der berühmte Präfect der Kaufmannschaft, Etienne Marcel, ein auf dem Grêve-Platze belegenes Haus, „la Maison aux Piliers“ genannt, wegen der Pfeiler, welche dessen erstes Stockwerk trugen. Die Erwerbung kostete 2,800 Livres parisis. Dieses Haus, welches bis zum sechzehnten Jahrhundert bestanden hat, findet sich noch auf einigen alten Kupferstichen abgebildet.

Anno 1529 beschloß die Pariser Municipalität, da das „Pfeiler-Haus“ unzureichend geworden war, sich eine neue Residenz zu bauen, zu welcher der Präfect, Pierre de Viole am 15. Juli 1533 den Grundstein legte. Anno 1549 war das Gebäude bis zum zweiten Stockwerk aufgeführt, als man neue, von dem italienischen Baukünstler Domenico Boccardo (oder Bocador) Cortone genannt, vorgelegte Pläne annahm, und ihm den Auftrag ertheilte, sie auszuführen. Die durch politische Ereignisse verzögerten Arbeiten wurden erst 1605, unter Leitung Androuet Ducerceau's und unter der Präfectur Franz Miron's vollendet, welcher daselbst seine Anstellung feierte.

Dieses Stadthaus war gegen Norden zwischen dem Hospice und der Kapelle des heil. Geistes belegen. Gegen Mittag an die

Straße du Martroy stoßend, durchschnitt es dasselbe, vermittelst eines Säulenganges, die „Arcade Sct. Jean“ genannt, wegen der Nähe der Kirche Sct. Jean en Grêve. Der südliche Pavillon stieß an die Häuser, welche bis an die „rue de la Mortellerie“ reichten. Im achtzehnten Jahrhundert genügte der Municipal-Palast schon nicht mehr. Man dachte daran, ihn nach dem heutigen Platze „de la Monnaye,“ oder nach dem „Pont neuf“ zu versetzen. Anno 1770 beschloß man, ihn zu vergrößern, man that es aber nicht.

Die Revolution bot Mittel zur Vergrößerung dar. Die Gebäude des Hospice des heil. Geistes und der Kirche Sct. Jean en Grêve wurden, im Jahre 11, der Benutzung der Präfectur der Seine überwiesen.

Das war noch nicht genug. Der Präfect Frochot schlug Napoléon vor, ein neues Hôtel im Norden des Grêve-Platzes, gleichlaufend mit der Seine, und zur Begränzung der rue Impériale erbauen zu lassen; eine Straße, welche vom Louvre nach der der Barrière du Trône führen sollte, an dem sie Saint Germain l'Auxerrois durchschnitt. Dieser von Napoléon angenommene Plan wurde jedoch nicht ausgeführt.

Er gestattete die Erhaltung des Gebäudes des sechszehnten Jahrhundert, welches der Bibliothek und den Archiven vorbehalten bleiben sollte. Während der „hundert Tage“ kam man auf denselben zurück, ihn auf eine großartige Weise entwickelnd, und mit der Absicht, eine Concurrenz für den Plan auszuschreiben. Die politischen Ereignisse verhinderten jede Ausführung.

Die Restauration that nichts anderes für das Rathhaus, als daß sie, auf der Straße du Martroi, behufs eines dem Herzoge von Angoulême bei seiner Rückkehr aus Spanien zu gebenden Festes einen provisorischen Saal erbaute, der funfzehn Jahre stehen blieb. Endlich nahm der Municipalrath, im Jahre 1838, Vergrößerungspläne an, nach welchen das Rathhaus, äußerlich wenigstens, geworden, was es heute ist. Die Ausgabe hat nahe an funfzehn Million betragen. Nach den derzeitigen offiziellen Documenten sollte das Hôtel eine lange Reihe von Jahren hindurch allen Ansprüchen genügen. Gleichwohl hat man, kaum zehn Jahre nach Vollendung der Arbeiten, zwei angränzende Gebäude auf dem Platze aufführen müssen, um daselbst Verwaltungszweige unterzubringen, welche in dem Hôtel selbst nicht mehr Raum fanden.

Die Säle, die Fest-Galerien des Palastes der Präfectur der Seine, (denn eine Pariser Municipalität giebt es kaum mehr,) sind von großem Umfange, und prachtvoll ausgeschmückt. Siebentausend Gäste können sich, ohne zu sehr beengt zu sein, in denselben bewegen. Auch genießen die Empfangstage, und besonders die großen Bälle der Präfectur, einen Europäischen Ruf, und können an Glanz mit den prachtvollsten Festen der Königs-Paläste

wetteifern. Man kann sich in Mitten der Wunder der tausend und eine Nacht glauben, und vergessen, daß man auf einen so oft schon von der unwiderstehlichen Hand der Revolution erschütterten Boden tanzt.

Zahlreiche in der Façade des Rathhauses angebrachte Nischen haben die Bildsäulen berühmter Pariser und Magistrats-Personen aufgenommen. Vergebens würde man unter denselben die des berühmtesten von Allen, Etienne Marcel's, des kühnen Vorläufers von 1789, suchen.

Der nach den Verhältnissen der alten Façade erbaute Glockenthurm, welcher für die jetzigen ein wenig dürftig war, wurde im Jahre 1866 abgetragen, und durch einen höheren und entwickelteren Glockenthurm ersetzt.

Der Thurm St. Jacques

von

Eduard Plouvier.

I.

Die Geschichtsschreiber, welche über die, den Weg alles Fleisches gegangene Kirche St. Jaques-la-Boucherie geschrieben haben, sind nicht einig über die Anfänge dieses ehrwürdigen Baudenkmals. Der Reichshistoriograph Frankreichs, Claude Malingre de Saint-Lazare, zieht andere Schlüsse, als der Benedictiner D. Jaques du Breul; Lauval theilt nicht die Ansicht J. Félibien's; Dulaure wird widerlegt von dem Kirchenhistoriker Abbé Lebeuf; der Abbé Villain hat eine andere Ansicht, als Piganiol de la Force; und auch in den „Recherches critiques, historiques et topographiques sur la Ville de Paris“ von Jaillot, Geograph des Königs, welcher die Ansichten unter sich vereinigen wollte, wird der aus ihrem Auseinandergehen entstehenden Unbestimmtheit noch kein Ziel gesetzt. — Aber welch eine Geschichte ohne Ende würde man schreiben können, wenn man sich mit den Widersprüchen der Historiker untereinander beschäftigen wollte!

Als Paris, seine ersten Grenzen überschreitend, sich am Ufer der Seine (zwischen dem Hotel de Ville und dem Pont au Change) ausbreitete, bedeckte es die kleinen mit armseligen Wohnungen spärlich besäeten Sümpfe. Dort auf der Stelle, wo sich nachmals die Kirche erhob, stand anfangs, wie man weiß, eine Capelle. Nach den Einen war dieselbe bereits 954 unter Lothar, dem Sohne Ludwig's des Seefahrers und Vater Ludwig's des Faulen, vorhanden und der heiligen Anna gewidmet. Nach Andern soll Heinrich I., vermählt mit Agnes von Rußland, die Capelle zu Anfang des elften Jahrhunderts haben erbauen und der heiligen Agnes weihen lassen.

Durch die Widersprüche der Geschichtsforscher hindurch, zwischen der h. Agnes und der h. Anna, hat die Legende, jene duftige Wucherpflanze, welche, mit dem Epheu und der Brombeerstaude, in den Spalten alten Gesteines aufkeimt, Wurzel schlagen können, um eine Zeitlang die alten Inschriften zu verhüllen und eines Tages unter den Steinen neueren Ursprunges zu verschwinden.

Diese Sage erzählt die verschollene Geschichte einer Jüdin, der Frau eines jener Israeliten, welche zuerst nach Frankreich kamen, um mit ihrem Gelde sich ein Vermögen zu erwerben. Sie war eine Tochter Israel's und dem Gemahl unterwürfig. Wie er, war auch sie auf Gewinn erpicht und erbittert gegen die Christen, wie die Christen sich ja auch gegen das „verfluchte Volk der Juden" hart erwiesen. Aber sie war Mutter und sollte ihr Kind sterben sehen. Alles Wissen der klugen Männer ihres Stammes war dabei zu Schanden geworden und hatte sich als eitel erwiesen, das Kind starb.

Die Mutter schrie und tobte, sie betete und fluchte in ihrer Verzweiflung, in der Wuth und dem Wahnsinn ihres Jammers, das Kind starb, es war todt. Da aber wendet sich die Seele dieses Weibes, welches durch das unerhörte Leid dieser Schmerzensstunde aus dem Ideenkreise ihrer Religion herausgerückt war, an den Christengott, den sie eben noch mit Verwünschungen überhäuft

hatte, und ruft ihm die Worte zu: „Wenn Du es bist, der Gott ist, der allmächtige und einige, so wirst Du mir mein Kind wieder lebendig machen und auferstehen lassen; dann will ich auch Deine Religion annehmen und auf der Stelle selbst, wo das Kind mir starb, Deiner Mutter, o Gott, der Du vom Weibe geboren bist, eine Capelle erbauen lassen."

Da das Kind wirklich wieder zum Leben zurück kehrte, ließ sich die Jüdin taufen und die Capelle wurde errichtet... Aber dies sind Geschichten, mit denen die Geschichte Nichts zu thun hat, Dichtergebilde, deren Zeit vorüber ist.

II.

In einer „Institutionsbulle" Papst Calixtus' II. vom Jahre 1119, welche zu Gunsten der großen Abtei Saint-Martin-des-Champs erlassen wurde, geschieht der Kirche Saint-Jacques zum ersten Male Erwähnung. — Sie ist in der Urkunde als eine in Saint-Martin-de-Champs eingepfarrte Filialkirche bezeichnet.

Als Ludwig VI. König von Frankreich und Maurice de Sully dreiundsechszigster Bischof von Paris war, fand man, daß die in der Nähe des Flusses angesiedelten Pariser von der Priorei Saint-Martin zu weit entfernt wohnten. In der menschenfreundlichen Annahme, daß sie vielleichts Nachts die letzte Oelung vergebens nachsuchen könnten, errichtete man eine Pfarre für sie, und die Kirche ward in der Rue des Arcis eröffnet, in welcher jetzt jede Spur von ihr verschwunden ist. — Vielleicht ist hier auch der Platz, um anzuführen, daß (nach Th. Lavallée) die Straße jenen Namen ohne Zweifel von Bogengängen oder Arcaden erhalten hatte, die sich an ihrem Ende befanden. Denn das an diesem Punkte der Umfassungsmauer Ludwig's VI. angebrachte Thor hieß „Archet Saint-Merry." — Der Pfarrgeistliche war einer von den dreizehn Cardinalpriestern der Cathedrale von Paris. Ebenso wie in Rom, wo die Cardinäle sämmtlich Pfarrer der einzelnen Sprengel der

ewigen Stadt sind, bildeten die Pfarrer der Hauptstadt, der Zahl nach dreizehn, das heilige Colleg des Bischofs von Paris.

Die Kirche hieß damals einfach nur Saint-Jacques. Sie verdankte ihren Beinamen ihrer Lage nahe einem großen Fleischerladen, welcher vor dem Fort Grand Châtelet lag, eine Nachbarschaft, welche zunächst Fleischer, Gerber und Kürschner hier zusammenführen mußte. Bald gesellten sich zu diesen ersten Pfarrkindern andere Handwerker oder Arbeiter („laboureurs“) von verschiedenen groben und feinern Gewerken, wie Maler und Hutmacher, Waffenschmiede und Mützenmacher, welche mit den Fleischern und Gerbern 2c. die zahlreichen und mächtigen Zünfte bildeten, deren Mittelpunkt Saint-Jacques wurde.

Paris mußte sich Luft machen und drang über seine Mauern hinaus ins Weite; das Stadtviertel vergrößerte sich, die Kirche ward umfänglicher. Von Jahr zu Jahr umgaben neue Capellen, Privat-Stiftungen, unregelmäßige Anbaue das ursprüngliche Schiff, und das Baudenkmal schien noch nicht vollendet, als 1414 Gérard de Montaigu, Bischof von Turin, die neuen Altäre und den neuen Chor einzuweihen kam. Die Geschichts- und Chronikenschreiber erzählten gewissermaßen mit Vorliebe, daß bei dieser Gelegenheit die Kirchenältesten und Pfarrkinder sich einigten, dem italienischen Würdenträger ein Mahl anzubieten, dessen Kosten sich auf siebzig Sous (sous parisis) beliefen.

Der Wohlstand nahm ebenfalls immer mehr zu. „Saint-Jacques-de-la-Boucherie,“ sagt der scharfblickende und leidenschaftliche Michelet, „war die Pfarre der Fleischer und Wechsler, die in Geld und Fleisch machten. Würdig umringt von Schlächtereien, Gerbereien und schlechten Orten, erstreckte sich das schmutzige, aber reiche Pfarrgebiet von der Rue Trousse-Vache bis zum Quai des Peaux oder Pelletier . . .“

Und doch gibt es auch einen glänzenden Punkt in der Geschichte dieser Kirche. Dieser bisher nicht an's Licht gezogene Punkt ist endlich durch ein Werk des ge-

lehrten Hrn. Troche*) erörtert worden. — Zur Zeit des Mittelalters wurden nämlich in gewissen Kirchen und bei verschiedenen Veranlassungen Gemeindeversammlungen und Versammlungen zu wissenschaftlichen Zwecken abgehalten. Ludwig IX. regierte, und die Wissenschaft der Wundarzneikunst entbehrte noch eines festen Zusammenhangs und Mittelpunktes. Saint-Jacques-la-Boucherie war die Wiege des Vereins der Meister dieser Kunst. Einer von ihnen, und zwar einer der ersten, der Normanne Jean Pittard, rief diesen Verein ins Leben und erhielt vom Oberpfarrer die Erlaubniß, Versammlungen und Vorlesungen in der Kirche Saint-Jacques halten zu dürfen. Wenn die Spottsucht der Franzosen damals schon erwacht war, so müssen diese Versammlungen der Chirurgen im Heiligthum der Fleischer, Veranlassug zu manchem Witzwort gegeben haben.

Die im Schatten von Saint-Jacques betriebenen Handwerke machten seitdem diesen Theil der Stadt zu dem gefährlichsten und geräuschvollsten. Jene Handwerker waren verwegene, rebellische, rauflustige Leute und fanden in den reichen, thätigen, bei den Zünften einflußreichen Männern, die heute ihre Meister waren, entschlossene Anführer. So sah die Kirche zu ihren Füßen eine Menge stürmischer Ereignisse sich begeben, vernahm nur zu oft den Kampfruf der verschiedenen Partheien und war Zeuge vielfacher Aufstände. Wir wollen hier nur die Kämpfe erwähnen, welche zwischen Etienne Marcel, dem streitbaren Stadtvogt von Paris, und Karl dem Bösen, König von Navarra, stattfanden; dann im folgenden Jahrhundert die Gefechte des Bürger-

---

*) Unter den von uns mit dem größten Nutzen zu Rathe gezogenen Hilfsmitteln drängt es uns anzuführen das „Mémoire historique, archéologique et critique sur Saint-Jacques-la-Boucherie“ von Hrn. Troche, Mitglied der geschichtsforschenden Gesellschaft von Saint-Grégoire-de-Tours. Die Einleitung des „Cartulaire de Notre-Dame de Paris“, welches Hr. Guérard herausgab, erwähnte schon jene Thatsache, um die es sich handelt, noch vor dem Werke des Hrn Troche.

krieges aus den Tagen, wo der wahnsinnige Karl VI. sich und sein Königreich an allen Gliedern verletzt sah durch die Armagnacs und Bourgignons, durch die wilden Fleischer, die „Jean sans Peur“ in den Kampf führte und durch eine Menge anderer Aufstände, die im Interesse anderer Politiker unternommen wurden. Dazu kam noch das ausgedehnte Asylrecht, welches Saint-Jacques-la-Boucherie bis zu Ludwig XII. genoß und welches die Souveraine eben so eifrig anfochten, wie die Kapitel es vertheidigten. Und in der That war dieses Privilegium eben so ungeheuerlich und wunderlich, als es ehedem rührend und ehrwürdig gewesen war. Jeder Verbrecher von großer Familie und eben so großer Schlechtigkeit suchte mit oder ohne seine Spießgesellen Zuflucht in der Kirche, aber auch die Könige vom Stegreif, die Fürsten des Gaunerthums, die Herzöge und Häuptlinge der Zigeuner warfen sich, wenn sie die Pforte offen fanden, hinein, indem sie Gesindel aller Art, Strolche und Trunkenbolde, Zigeunerpack und Landstreicher mit sich schleppten, die, wie sie, hier der verdienten Strafe zu entgehen suchten. Der ganze „Wunderhof“ versammelte sich hier. Das ging so weit, daß man innerhalb des Bereiches der Kirche einen besonderen Raum eingerichtet hatte, in welchem dies lustige Völkchen in Erwartung der kommenden Tage und im Vertrauen auf sein gutes Recht herrlich und in Freuden lebte.

Während so Vieles um sie her vorging, wurde die Kirche Saint-Jacques immer älter und nahm nach und nach die Baustyle der verschiedensten Zeiten an, wo der Glaube sich naiv und künstlerisch im Steine aussprach. — Im Jahre 1399 hatte ein Schreiber des Sprengels auf seine Kosten das kleine nördliche Portal errichten lassen, das sich eben nach der Seite hin öffnete, wo sich seine Schreibbude befand, nämlich nach der sogenannten Schreiberstraße (Rue des Ecrivains).

III.

Das berühmteste Pfarrkind von Saint-Jacques war Nicolaus Flamel.

Er war, wie wir von ihm selbst wissen, zu Pontoise im Jahre 1340 als Sohn armer Leute in niederem Stande geboren. Er hatte das Glück, Lesen und Schreiben zu können und zwar letzteres in solcher Vollkommenheit, daß das Handwerk eines Schönschreibers das erste ist, das wir ihn üben sehen. Er treibt dies noch unter Carl V. und unter Carl VI. in der Bude, in welcher wir ihn finden und welche auch der Rahmen bleiben wird, so lange wir von ihm sprechen. Aber dies ist noch nicht Alles. Er ist Zeichner, Colorist und Maler, gelehrter Buchhändler, großer Algebrist, schweigsamer Philosoph, geschickter Finanzmann, manchmal auch Arzt, noch häufiger aber Geschäftsmann, Necromant, Alchimist, dann und wann Reisender und selbst ein wenig Dichter: so vielseitig ist der Mann.

Er hatte eine Frau geheirathet, die älter war, als er selbst und die sich ebenso auf allerhand nützliche Dinge verstand. Ihr Name, der sich bis auf uns erhalten hat, war Pernelle. „Sie ist nicht nur mit vernünf„tigem Einsehen begabt", sagt Flamel, der feine Biedermann, fein von ihr, — „sondern auch im Stande, zu „thun, was vernünftig, und verschwiegener und verschlos„sener, als die große Menge der andern Frauen."

Fürwahr, ein köstliches und seltenes Lob, wie es bis dahin vielleicht niemals aus dem Munde eines Ehemannes hervorgegangen ist und vielleicht auch nicht wieder hervorgehen wird! — Das war seine Frau.

Diese Beiden brachten in ihrer Bude, am Fuße der Kirche, an der Ecke der Rue des Écrivains und der Rue de la Marivaux, ein großes Vermögen zusammen. Aber Flamel wurde hauptsächlich für die Unglücklichen reich. „Achtbare Familien, welche herunter „gekommen, schreibt Sainte-Foix, Mädchen, welche aus „Armuth vielleicht dem Laster verfallen wären, Kaufleute

„und Arbeiter mit überreichem Kindersegen, Wittwen „und Waisen, das waren die Personen, welchen seine „Freigebigkeit zu Gute kam."

Nicolaus Flamel stiftete vierzehn Hospitäler und stattete sie aus. In Zeiten der Pest kaufte er die verlassenen Häuser an, wenn sie ihm geräumig genug erschienen und wandelte sie in Hospitäler um. Die Pest ging vorüber, die Spitäler blieben. Er ließ drei Capellen wieder aufbauen, stattete sieben Kirchen, unter andern Sainte-Geneviève-des-Ardens, reichlich aus, und ließ drei Friedhöfe, namentlich den „des Innocents", wiederherstellen.

Der Geist der Regierungen, unter denen er lebte, und die Macht der Kirchen, welche durch ihn bereichert wurden, würden ihm nicht gestattet haben, Schulen anzulegen. Allein man muß ihm wenigstens die Ehre zuerkennen, die „Arbeiterstädte" (Cités ouvrières) erfunden zu haben. Er besaß Häuser, in denen, wie die Chronisten sagen, „Handwerker für Geld in den Läden „und andern Räumen des Erdgeschosses aufgenommen „wurden und von dem Erlös dieser Vermiethungen hatten „arme Tagelöhner und andere Arbeiter unentgeltliche „Wohnungen in den oberen Stockwerken.")

Es ist bekannt, daß zu jener Zeit zwanzig Tausend Personen in Frankreich vom Abschreiben der Handschriften lebten und daß Flamel, Mitglied der Universität, einer der Ersten unter ihnen war. Man weiß auch, daß Flamel in diesem Viertel der Juden, Wechsler und Kaufleute, alles unwissende und reiche Leute, „viele „andere Schriftwerke machte und machen ließ" (eine Mittheilung von Michelet); man weiß ferner, daß er bei plötzlichen Wegzügen der oft verjagten Juden den Grundbesitz derselben zu wohlfeilen Preisen ankaufte uud oft große Summen damit erwarb. Aber reicht dies hin, um das Vermögen zu erklären, welches er in Schenkungen anlegte und hinterließ? Die Geschichtsschreiber und Chronisten bleiben uns darauf die Antwort schuldig.

Man sagt, daß Flamel in einer Nacht mitten in seinen alchimistischen Arbeiten plötzlich sich dem Gottseibeiuns von Angesicht zu Angesicht gegenüber gesehen habe, welcher zu jenen grauen Zeiten auf unserer Erde in sichtbarer Gestalt einherzuwandeln pflegte, und daß der Teufel ihm damals das große Werk, die Findung des Steins der Weisen, die Bereitung des Goldes u. s. w. gelehrt habe. Aber man sagt dies auch von Papst Johann XXII., welcher bei seinem Tode 1334 einen Schatz von fünfundzwanzig Millionen Ducaten hinterlassen hatte. Ist es nicht besser, Flamel reinzubrennen als einen Papst anklagen!... Doch traf der Schreiber stets die Bestimmung, daß auf den zahlreichen Gebäuden, die er errichten oder wieder aufbauen ließ, sein und der klugen Pernelle Bild in Stein gehauen angebracht werden mußte. Sollte man an diesem Stolze vielleicht die Teufelskralle erkennen können?

So wie er indessen war und für die Zeit, in der er lebte, hat sich dieser wackere Mann groß zu machen verstanden. Er hat die Geschichte genöthigt, seinen Namen aufzubewahren; die Geschichte hat, während sie sich mit ihm beschäftigte, nichts Arges an ihm finden können. Wie vielen Herrschern hat sie wohl die gleiche hohe Ehre angethan?

Um's Jahr 1418, zwanzig Jahre nach dem Tode seines Weibes, starb Nicolaus Flamel. Beide wurden in der Kirche Saint Jacques la Boucherie beigesetzt. Lange bevor sein letztes Stündlein schlug, hatte der alte Schreiber sich auf den Tod vorbereitet. Er hatte selbst seine Grabschrift verfaßt und bewahrte sie in seiner Bude an dem Orte auf, wo er an Dingen arbeitete, die dauerhafter sind, als der irdische Leib.

Nachdem die letzten Gräber von Saint Jacques durch einen der Wuthausbrüche zerstört worden waren, zu denen sich in Revolutionszeiten das Volk hinreißen läßt, fand sich Flamel's Grabstein eines Tages bei einer Fruchthändlerin des Viertels wieder. Sie bediente sich desselben, um darauf ihre Gemüse klein zu hacken. Aber

in dem Augenblicke, wo die Hökerin auf dem Leichensteine dies lebendige und philosophische Geschäft verrichtete, führte Flamel vielleicht mit seiner Pernelle ein fröhliches Leben an dem entgegengesetzten Ende der Welt. Nach dem Reisenden Paul Lucas nämlich, welcher zwei Jahrhunderte nach der Beerdigung des Schreibers seine Fahrten in Kleinasien erzählte, existirte Flamel und seine Frau in einem glücklichen Winkel Ostindiens und hatte noch sechshundert Jahre zu leben. Wir müssen außerdem anführen, daß zur Zeit, wo der Stein von der Kirche weggerissen wurde, Flamel's Grab leer und in dem der Pernelle nur ein Stück Holz gefunden worden war... Ein Ende voller Verwickelung! Das Wahre wird sich schwer von dem Falschen trennen lassen! Vielleicht hält man sich am Besten noch an die Grabschrift. Dieselbe befindet sich gegenwärtig im Museum Cluny.

IV.

Zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts besaß die bereits von der Zeit und dem Rauche der Nachbarschaft geschwärzte Kirche nur den Ansatz zu einem Thurme. Im Jahre 1507 bot Saint Jacques de Thoyne, Magister der Künste und Stiftsherr von Montmorency der Kirche von Saint Jacques la Boucherie seine beiden anstoßenden Häuser an, damit man auf deren Grund und Boden einen Kirchthurm erbauen möge. Es traten Ludwig XII., „Vater des Volkes" und König von Frankreich, Etienne de Poncher, Bischof von Paris, und Charles Bourgoing, Pfarrer des Kirchspiels, zu einer Berathung darüber zusammen und beschlossen, das Anerbieten anzunehmen. Sie beschlossen ferner, daß man sich an die Opferfreudigkeit der Gläubigen wenden und das Kirchenvermögen in Anspruch nehmen wolle. Außerdem beschlossen sie, daß der König mit den Seinigen dem Werke beispringen und daß ein Ablaß bewilligt

werden solle für Die, so an dem Bau werkthätig sich betheiligen würden, sowie daß Gott das Uebrige thun werde. Im Laufe des Jahres 1508 ward der Grund gelegt und der Thurm begann sich bis zu der südwestlichen Ecke der Westfaçade zu erheben. Im Jahre 1510 gelangte der Bau bis zum ersten Stockwerk; im Jahre 1522 war derselbe bis zu einer Höhe von hundertfunfzig Fuß gestiegen und zwischen seinen, den Schall verstärkenden Mauern riefen zwölf Glocken die Christen von Paris zu den katholischen Kirchenfesten. Sauval, welcher dies Glockenspiel lobend erwähnt, erklärt das Geläut desselben für harmonisch und seinen Zusammenhang für sehr musikalisch.

Während der Thurm sich hob und die Jahre vergingen, war der König „Vater des Volkes" gestorben und die neuen Glocken hatten das Te Deum der Regierung Franz des Ersten, „Vaters der Wissenschaften," einzuläuten. Aber im Jahre 1535 bedeutete dieser Name die gänzliche Unterdrückung des Druckergewerbes in Frankreich, das Verbot aller Arten von Bücher und den Tod Etienne Dolet's. — „Vater der Wissenschaften", ja wohl, in der Art Saturn's, der die eigenen Kinder verschlang!

Wiederum dankt man hier dem Eifer des Hrn. Troche eine neue Bemerkung von Interesse und großer Wichtigkeit.

Als das Gebäude vollendet war, fand es sich, daß die Kirche als Ganzes in ihrem Baustyl Aehnlichkeiten darbot mit den meisten der dem Apostel St. Jacob dem Aelteren geweihten Kirchen, wie mit denen zu Compiègne, Pontoise, Beaumont-sur-Oise u. A. Als wir zu Dünkirchen den Glockenthurm bewunderten, wurden wir in der That selbst überrascht von der Aehnlichkeit mit dem Thurme Saint-Jacques-la-Boucherie; noch mehr aber fiel uns diese Aehnlichkeit bei dem Thurm Saint Jacques zu Dieppe auf, einem Meisterwerke der Baukunst, welches, mißachtet und in seinem Werthe verkannt, jetzt Stein für Stein zerfällt.

Um den Thurm zu krönen, auf den wir jetzt zurückkommen müssen, wurde der Bildhauer Rault, dessen Namen uns die Geschichte bewahrt hat, für die Summe von zwanzig livres tournois gewonnen, die Bilder der vier mystischen Thiere der Apokalypse, Adler, Löwe, Stier und das mit dem „Antlitz wie ein Mensch" anzufertigen, welche, wie Victor Hugo sagt, „vier Sphinxe zu sein scheinen, die dem neuen Paris das alte Paris aufzurathen geben. Unter dem Engel des heiligen Matthäus brachte der Bildhauer das Colossal-Standbild des heiligen Jacob des Aelteren an.

St. Jacob war jener Bruder des Evangelisten Jacob, welcher aus einem Fischer ein Apostel ward und Jesus nach dem wunderbaren Fischzug auf den See Genezareth als Jünger folgte. Er war ein Mann „von gutem Willen."

Wir haben den Thurm in seinen ersten Anfängen zu erforschen gesucht, haben seinem Ursprunge bis in Sümpfe nachgespürt, die mit dem Seine-Ufer in gleicher Höhe lagen, und wollen nun das Bauwerk betrachten, wie es noch heute seine Umgebung überragt.

V.

Das siebenzehnte Jahrhundert war gekommen, und da der Vater der Wissenschaften diese nicht alle getödtet hatte, war auch Descartes und nach ihm Pascal gekommen, und hiermit erhielt der Thurm Saint-Jaques seine glorreiche Erinnerung, seine unsterbliche Weihe.

Pascal erneuerte in ihm im Jahre 1653 die schon im Jahre 1648 bei Clermont, seiner Vaterstadt, gemachten Experimente, über die Unmöglichkeit der absoluten Leere und das Gewicht der Luft, eine von Galilei, von Toricelli, von Descartes theilweise erkannte Wahrheit, welche Pascal in das klarste Licht setzte*).

---

*) Die Thatsache kann, so allgemein angenommen sie auch ist, dennoch bestritten werden. Nichts beweißt uns, daß diese

Aber wenn man sich gedrungen fühlt, einen Augenblick bei diesem genialen Gelehrten zu verweilen, welcher mit zwölf Jahren den Euclid widerlegte, der die Physik umgestaltete und mächtig dazu beitrug, die wahre französische Sprache herzustellen, wie soll man da heute vorsichtig genug „diesen großen, zu spät gekommenen Christen", diesen Verfechter der enthüllten Wahrheit, welcher gern die Geometrie zum Beweise religiöser Sätze angewendet hätte, berühren? Der Cultus der Universalität des Lebens wird in jähe Scheu verwandelt, wie er sich andrerseits zur Bewundrung erhebt und man wird schmerzlich verletzt, wenn man sich das Bild dieses philosophischen Physikers vergegenwärtigt, der durch seine Wissenschaft in Widerspruch mit seiner unfruchtbaren Philisophie geräth.

Die größten Männer sind diejenigen, welche das meiste Leben in sich enthalten, um sich verbreiten und erwecken. Der anbetungswürdigste Gott, der allein wahre, den uns die Theologie verbirgt, an den wir aber glauben müssen, ist der Gott, der das Leben will und es durch alle Stimmen der Natur verkündigt. Der Mensch Pascal beleidigte diesen Gott: der Gelehrte in ihm diente der Natur, indem er ihre Kräfte erforschte und sie seinen Zwecken dienstbar machte. Der Dialektiker wendete sich dem Tode zu. Indem er zum Besten des ewigen Lebens die Heiligkeit der Familie und die Verbrüderung der Menschen läugnete, beleidigte er den wahren Gott — er beleidigte ihn ferner im wirklichen Leben durch Seltsamkeiten, wie diejenigen von welchen Frau von Périer, die das Leben ihres Bruders beschrieb, spricht. „Meine Schwester, sagt sie, indem „sie von der zweiten Schwester Pascals redet, welche „ganz außerordentliche Eigenschaften des Geistes besaß „und von ihrer Kindheit an einen Ruf genoß, wie

---

Versuche nicht schon eher im Thurm der Kirche Saint-Jacques-du-Haut-Pas gemacht worden sind. Das war nämlich das Kirchspiel Pascals, welcher es verließ, um sich im Viertel der Jacsenisten niederzulassen.

„wenige Mädchen sich rühmen können, — war so gerührt von den Reden meines Bruders, daß sie sich „entschloß, allen Freuden der Welt, die sie bis hierher „so sehr geliebt, zu entsagen, um sich Gott ganz und „gar zu weihen. Sie führte diesen Vorsatz aus, indem „sie in einem sehr heiligen und sehr strengen Kloster „Nonne ward..., wo sie, im Stande der Heiligkeit, „sechsunddreißig Jahre alt, gestorben ist. — Als Pascal „die Nachricht erhielt, sagte er nur: „Gott erweise uns „die Gnade, uns ebenfalls einen sanften Tod zu verleihen." Daraus läßt sich wohl erkennen, setzt Frau „Perrier hinzu, daß er keine Anhänglichkeit an diejenigen „hatte, die er liebte... Diese Schwester war dasjenige „Wesen gewesen, welches er in der Welt am Meisten „geliebt hatte."

Vergessen wir jedoch nicht, daß diejenigen kein Leben um sich verbreiten können, welche keins in sich haben. Märtyrer körperlicher Leiden, duldete Pascal, welcher trotzdem fortarbeitete, dieselben mit der Geduld eines Heiligen. Wie ein Heiliger hat er neununddreißig Jahre gelebt, denkend, forschend, betend, leidend auf seinem Stuhle, der Mensch in ihm hat nie erzittert in der Berührung mit dem allgemeinen Leben. Ein vereinsamtes Herz im Schoße seiner Familie, hat er nie gewußt, was Familenbande sind. Er hat auch nicht gewußt, was Leidenschaft, was ein Weib, was Seelenschmerz, Verlangen, Sünde, Reue ist... Wer kann sagen, ob ihm das Alles nicht in der Tiefe jenes schwindelnden Abgrundes erschienen, den er immer und immer vor seinen Füßen gähnen sah!

VI.

Das Jahr neunundachtzig war gekommen. Es bildete das Ende der einen Welt und den Anfang einer andern. Alles, was nicht umgestürzt ward, wurde erschüttert, und in der gesellschaftlichen Ordnung blieb Nichts an seinem früheren Platze.

Das Jahr 1790 unterwarf auch die Kirchspiele von

Paris gewissen constitutionellen Einschränkungen. Die Kirche Saint-Jacque-la-Boucherie wurde aufgehoben und, wie alle dem Clerus gehörigen Güter, als National-eigenthum erklärt.

Eines Tages im Jahre 93 hielt das Revolutions-comité des Wechslerviertels (Quartier des Lombards) seine Sitzungen darin ab, an einem andern Tage stürzte die wüthende Windsbraut dieser unerbittlichen Zeit die riesige und unschuldige Bildsäule des heil. Jacob des Aelteren von der Höhe seines Thurmes auf das Pflaster herab.

Ein wenig später ward das unbewegliche National-eigenthum einem Gewerbtreibenden, Namens Bürger Legrand, unter der Bedingung vermiethet, daß der Thurm unberührt stehen bleiben sollte. Noch später wurde die Kirche einem Bauunternehmer verkauft. Dieser ließ sie alsbald abbrechen, berücksichtigte aber die Bedingung, durch welche der Thurm geschützt wurde. Endlich noch immer unverletzt, aber altergeschwärzt, ging der Thurm in die Hände eines Industriellen über, der darin eine Schrotfabrik einrichtete, und während einer langen Reihe von Jahren blieb dies seine Bestimmung; dann erhoben sich aus den Trümmern der Kirche Häuser, und später bildete sich dort ein Markt, eine Art Halle für Trödler, eine Börse für Händler mit alten Kleidern. Als nun die Geschichte, die sich durch nichts aufhalten läßt, ihren Gang verfolgend, weiter schritt, spielten sich abermals die Ereignisse zu den Füßen des alten Thurmes ab, und seine Ruhe ward noch einmal gestört, als auf den be-nachbarten Quais, im Kloster St. Merry, vor dem Rathhause die Kanonen von 1830, 1832 und 1848 erdröhnten, deren Rauch und Donner die Raben auf seiner Spitze von dannen scheuchte.

Seit Langem schon verfiel das ehrwürdige Bauwerk, das zum Vortheile der in seinem Innern getriebenen Industrie täglich mehr verstümmelt wurde, in traurigem Zustande, als auf Antrag François Arago's der Municipal-rath der Seine beschloß, den Thurm Saint-Jacques

Seitens der Stadt Paris anzukaufen. Der Ankauf ward den Erben Dubois angetragen und am 27. April 1836 um den Preis von zweihundertfünfzig Tausend Franken gerichtlich abgeschlossen.

VII.

Gegenwärtig ist Alles, was den Fuß der alten Pyramide umgab, mit den letzten Ueberbleibseln des Quartier des Arcis verschwunden. Auf dem Boden, wo die Gemeinde so lange ihre Andacht verrichtete, breitet sich jetzt die Rue de Rivoli aus. Stolz, isolirt läßt der Thurm Saint-Jacques-la-Boucherie den überraschenden Eindruck seines schönen gothischen Styles wirken. Die 1853 beschlossene Restauration ist von den Architekten Balut und Roguet und andern großen Künstlern mit Geist und Verständniß ausgeführt worden. Es mangelt diesem Meisterwerke des Mittelalters nichts mehr, kein Heiliger, kein Ungeheuer, weder eine Blume, noch ein Feston in der durchbrochenen Verzierung von Stein. Die Flügelthiere Rault's, die natürlich von den Unbilden der Zeit gelitten hatten und die man im Hotel Cluny zur Ruhe gesetzt hat, sind treu nachgebildet worden. Der Engel war verschwunden, eine spätere Legende hätte vielleicht erzählen können, er sei von dannen geflogen, jetzt ist auch er wieder da. Ein tüchtiger Bildhauer der Gegenwart, Namens Chenillon, hat uns mit Jakob dem Aelteren auch seine früheren symbolischen Gefährten wiedergegeben. Unter ihnen recken in jedem Stockwerke des Thurmes Gorgone und andere Ungeheuer, Lindwürmer und Drachenbilder ihre gähnenden Rachen nach allen Gegenden der Windrose hinaus. Da die Glocken schon lange und für immer abhanden gekommen sind, so konnten auch die früheren Schalllöcher fallen. Gemalte Fenster haben daher die oberen Fächer derselben eingenommen und schützen das Innere gegen die eindringenden Windstöße,

In den Nischen, welche in den starken Strebepfeilern

der vier Ecken des Thurmes angebracht sind, haben neunzehn Statuen ihre alten Plätze wiedergefunden. Wir glauben den Künstlern die genaue Aufzählung derselben schuldig zu sein. Es sind St. Christoph von Pascal, St. Augustin von Loison, St. Petrus von Courtet, St. Jakob der Jüngere von Arnaud, St. Leonhard von Duseigneur, St. Rochus von Deprez, St. Georg von Protat, St. Laurentius von Perraud, St. Clemens von Calmels, St. Michael, der Erzengel von Froger, St. Quentin von Talluet, St. Johannes der Täufer von Cordier, Sta. Margaretha von Villain, St. Johannes von Diebolt; St. Paulus von Chambard, Sta. Catharina von Bonnassieux, Sta. Genoveva von Gruyère, endlich St. Ludwig von Dantan dem Aelteren.

Im Innern erhebt sich in der Mitte unter einer Wölbung mit Spitzbogen edel und kalt die Bildsäule Blaise Pascals von Cavelier. Der große Mann ist so aufgestellt, als schaue er nach der Straße, welche den Namen Nicolaus Flamel's führt. Um ihn spielen Kinder.

Denn der Platz um den Thurm ist geebnet, planirt, besäet, bepflanzt, mit Sandwegen versehen, sowie überhaupt schmuck hergestellt, denn der alterthümliche Thurm nimmt im ersten vom Pariser Bauamt angelegten Square den Ehrenplatz ein. Wenn aber ein Fremder, der Paris besucht, die Höhe der Bäume in unseren kleinen viereckigen Gartenplätzen, ihr dichtes Laub, ihre dicke Rinde anschaut, so wird er gar nicht glauben können, daß diese Squares so jung sind. Freilich in dieser Zeit ungeheurer Fortschritte kann man in einen Wald gehen, einen alten Baum mitten aus dem Forste herausheben, mitten in Paris hinein bis auf den Börsenplatz mitnehmen und ihm dann befehlen, hier sollst Du leben. Und mit Gas genährt, mit Macadam umfluthet, ohne Sonnenlicht lebt der Baum, schlägt aus, wird grün. Civilisirt, wie der Mensch, und ermattet, wie er, läßt die Natur mit sich schalten.

VIII.

Die Betrachtungen des h. Jacob.

Ist er doch auch da und steht auf der Zinne, zu der sich die Schneckenwindung der Treppe hinaufzieht. Es ist wirklich der achte, der Bruder Johannes', der Fischer, der Mann von gutem Willen, der Apostel. — Er sieht sich wieder auf seiner alten Stelle zwischen Himmel und Erde.

So hoch, aufragend im Herzen des alten Paris, unaufhörlich geblendet vom Anblick des neuen Paris, woran denkt er wohl? und was würde er sagen, wenn man ihn vernehmen könnte? Hören wir zu!

„Welch eine Anhäufung von Wunderwerken! welch wunderbarer Ausdruck eines Landes und eines Jahrhunderts!

Es ist schön, so betrachtet, dies Paris ohne Ende und ohne Grenzen!... Was mag das aber sein, das hier und dort, hüben und drüben in gemeinschaftliche Mittelpunkte zusammenläuft? Wie, sind es nicht lange Reihen von Palästen, weiß wie frisch getünchte Gräber? Das ist neu in der That. Diese weißen Flächen zeigen die neuen Straßen des verjüngten Paris an. Auf den Ruinen dem Erdboden gleichgemachter Bauten hat die Wiedergeburt der Architectur die Herrschaft der graden Linie feierlich eingeweiht. Die grade Linie hat diese Straßen, diese Boulevards, diese Baumgänge gemacht. Taub und blind, rücksichtslos hat sie Paris zerschnitten und zertheilt wie die Klinge eines Messers.

Und warum?

Soll etwa die grade Linie das Sinnbild unserer Zeit sein? Ist diese unerbittliche Gradheit auch in den Geistern zu finden?

Nein, sagt der Apostel, dessen Auge in diese neuen Paläste und bis auf den Grund der Seele ihrer Insassen dringt, nein! Ich sehe, daß eine große Unruhe über diese Geschlechter gekommen ist, welche Alle wie von einer Art Schwindel gepackt sind.

Ich sehe Wesen, erschöpft und aufgerieben von den Anstrengungen einer nur auf Gelderwerb gerichteten Thätigkeit; Wesen, die am Ende ihrer Bahn nur Ekel empfanden, Andere, deren sämmtliche Unternehmungen sittlich verwerflich sind und mit Recht alle Enttäuschungen verdienen; Andere, welche sich zu erholen streben von der vernichtenden Langenweile eines nur dem Müßiggang gewidmeten Daseins. Sie scheinen Alle nicht an den nächsten Morgen zu glauben, und wollen in geistlosen Vergnügungen, in schimpflichen Tändeleien, in den wahnsinnigen Berauschungen eines entnervenden Luxus, in unsauberen Verhältnissen zum andern Geschlecht das Herannahen des Abends in der Betäubung vergessen.

Ich sehe Wesen, welche noch denken, noch arbeiten, noch wollen und ohne Zweifel auch noch können; aber wenn die Andern, welche auf der Seite der „todten Dinge" stehen, Mitleid oder Ekel wecken, erregen die welche auf Seite der Zukunft stehen, unser Entsetzen.

Für sie ist es aus, mit dem Glauben Pascals sowohl, wie mit Flamel's Alchimie. Mit einer ganz andern Entschlossenheit und Kühnheit als Descartes, mit einem Verlangen, das durch langes Hoffen und Harren gereift und bis zur Empörung gereizt ist, wollen sie Wahrheit. Für sie ist Gott eine Sache, die Poesie eine Erinnerung, das Ideal ein Wort, das Gefühl eine holde Tradition, das Träumen ein Verbrechen. Für sie, die Vorkämpfer der Zeit, welche die Wahrheit bringen soll, ist das Ins-Leben-Führen dieser Wahrheit das einzig mögliche Werk — und sollten sie dabei zu Grunde gehen. Wenn sie dem Verderben entrinnen, so wollen sie „weiter sehen"; wenn sie der Absolution bedürfen, so hoffen sie, daß das kommende Jahrhundert ihnen eine solche ertheilen wird und wenn der alte Gott noch lebt, so meinen sie, daß er sich seinen Theil schon sichern werde. Ihrer Ansicht nach, hat die Welt lange genug auf das gewartet, was ihr nur die Wahrheit geben kann. Diese Reformatoren der sittlichen Welt sind so oft durch

Theorien, Systeme, Glaubenssätze, durch Alles und Alle und durch sich selbst getäuscht, gewarnt, in die Irre geführt; sie wollen nicht, daß man noch länger aus Gewohnheit oder Zwang an die Offenbarung, an das Recht der Gewalt, an Verträge, an alle Mythologien der Vergangenheit glaubt. Denn nur die Wahrheit ist Wahrheit und sie ist das, was uns in der Wissenschaft, der Philosophie, der Politik, der Kunst — in Allem noth thut, was die geistige Welt ausmacht, von der die andere Welt regiert wird.

Und um diese Eroberung zu vollbringen" — fährt Sanct Jacob fort, — „wird man Alles enthüllen, Alles ergründen, Alles verneinen, Alles verwerfen, Alles zerstören. Es wird die absolute, bis zum Terrorismus gesteigerte Herrschaft der Kritik, der Analyse, der Algebra. Es wird im Seciren alles dessen, was man liebte und was vielleicht noch lebendig war — es wird die unvermeidliche Apotheose der Materie.

Die Werkstätten, die ich ringsum dampfen sehe, die Bauplätze, deren Lärm bis zu mir heraufdringt, die Manufacturen, Niederlagen und Druckereien, das Arbeitszimmer des Gelehrten, das Atelier des Künstlers, das stille Kämmerchen des Philosophen; die zahllosen Gewerbe, die tief unter mir wimmeln und summen, die großen Ausstellungen, die alle Nationen zusammenrufen, um dem Fortschritt zum Gemeingut zu machen — tragen sie alle zu der Arbeit bei, die diese Zukunft anbahnt?

Du aber, Jesus, mein göttlicher Gefährte vom Ufer des galiläischen Meeres — hast du damals von dieser Welt geträumt? — Nein, sicher nicht!

Vielleicht aber träumtest du von der Welt, die später kommt!"

Die Säulen.

Von

Alfred Assollant.

I.

Die Juli-Säule.

Wenn wir Paris von Osten nach Westen durchwandern, finden wir zwei Säulen aus neuerer Zeit, welche Frankreich einige der theuersten und ruhmvollsten Erinnerungen seiner Geschichte zurückrufen: die Julisäule und die Vendômesäule. — Ehe wir die Beschreibung dieser Denkmäler geben, müssen wir erzählen, bei welchem Anlasse sie errichtet wurden. Das Leben der Völker ist jetzt so bewegt und ereignißvoll, daß eine um 37 Jahre hinter uns liegende Revolution um drei Jahrhunderte entfernt, und daß die Julisieger, von denen noch Viele leben, uns so fremd geworden sind, als die Sieger von Lawfeld und Berg-op-Zoom. Ich will versuchen, — soweit es der Rahmen des Buches gestattet — diesen Undank wieder gut zu machen.

Als Napoleon nach St. Helena ging, athmete das französische Volk seit funfzehn Jahren zum ersten Male wieder etwas auf. Allein seine Freude, nun wieder in Frieden leben und arbeiten zu können, wurde grausam gestört durch die Erinnerung an Waterloo und die Invasion der Fremden. Die tapfern Soldaten der Republik und des Kaiserreiches, welche so viele Könige vor sich hergejagt und in allen Hauptstädten in Quartier gelegen, konnten sich nicht zufrieden geben, daß sie Europa nun auch einmal siegen und sich an unserm Herde häuslich niederlassen sahen. Da nun die Bourbonen unglücklicherweise mit den Preußen, den Oesterreichern, den Russen und Engländern nach Frankreich zurückgekehrt waren, so gewöhnte man sich, auf sie die Schuld aller Mißgeschicke des Vaterlandes zu wälzen und zu

glauben, daß ohne ihr Dazwischentreten Paris nie das Feuer eines Bivouak gesehen hätte. Der Kaiser hatte den Krieg geführt, der Kaiser war besiegt worden, auf der Bourbonen Rechnung schrieb man das vergossene Blut, und Napoleon besungen von den Dichtern:

„Strahlt ungetrübt herab aus himmlischem Azur
„Auf Euch, Ihr Parthenon's, auf Euch, Ihr Propylä'n."

Daraus entsprangen alle Militairverschwörungen, welche die sechs ersten Jahre der Restauration ausfüllen; die Halbsoldoffiziere verziehen Ludwig XVIII. die Niederlagen Napoleon's nicht. Unglücklicherweise knüpfte sich an diesen eingebildeten Vorwurf eine berechtigte Beschwerde.

Die Bourbonen, welche sich nicht mit dem Glanze von Marengo, Austerlitz und Jena umgeben konnten, wußten weder dem Stolze des französischen Volkes zu schmeicheln, noch dessen Verlangen nach Freiheit zu befriedigen. Die Edelleute, welche sie in ihrem Gefolge mitgebracht, verlangten ihre von der Revolution mit Beschlag belegten Güter zurück, d. h. ein Drittel des französischen Grund und Bodens. Carl X. beschwichtigte diese treuen Diener, indem er ihnen eine Milliarde anbot, die das ganze Volk als Lösegeld für die Käufer der Nationalgüter aufbrachte.

Die Priester ihrerseits, die sowohl die Hölle als den Arm der weltlichen Gerechtigkeit zu ihrer Verfügung hatten, versuchten das frühere Kirchengut des Clerus wieder an sich zu bringen. Damals fühlte sich die ganze Nation in ihrem Lebensnerv angegriffen, d. h. in ihren materiellen Interessen und zugleich in ihrer Freiheit. Auf allen Seiten erwachte der alte Geist der Revolution. Auf die Militair-Putsche, welche die Polizei und die Gensd'armen ohne Mühe erregte und unterdrückte, folgte die lange und ausdauernde Thätigkeit der Carbonariverbindungen, in die sich die ganze liberalgesinnte Jugend aufnehmen ließ. Nicht mehr für Napoleon II., sondern für die Freiheit wollten diese neuen Verschwörer siegen oder sterben, und ihre Führer waren nicht mehr

Didier, Caron oder Berton, sondern La Fayette, Benjamin Constant, Armand Carrel und Thiers.

Während das Gewitter von Tag zu Tag drohender aufstieg, starben die berühmtesten Vertheidiger der ältern Linie der Bourbonen oder hielten sich entfernt. Hr. von Richelieu, der 1815 und 1818 so große Dienste geleistet, war todt. Hr. Royer-Collard schüttelte ärgerlich den Kopf. Guizot, der allen Regierungen trotz seines strengen Aeußern so ergeben ist, bestrebte sich zum ersten Male in seinem Leben (es war auch das letzte Mal), sich beim Volke beliebt zu machen. Chateaubriand endlich, dessen Name allein eine Armee werth war, zog sich wie Achilles in sein Zelt zurück, das er nur verließ, um gegen Hrn. v. Villèle, seinen persönlichen Feind, die schärfsten Streiche zu führen. Dieser, der das Gleichgewicht zwischen den Parteigegensätzen zu erhalten strebte, fiel endlich und machte Hrn. v. Martignac Platz, dessen Ministerium durch das Ansruderkommen des Hrn. von Polignac seine baldige Endschaft erreichte, nachdem es eine Art Waffenstillstand dargestellt hatte.

Von dem Tage an wurde der Kampf, welchen Jedermann und zwar seit funfzehn Jahren erwartete, voraussah, hoffte oder fürchtete, plötzlich unausbleiblich. Der arme Carl X., ein trefflicher Mensch, welcher glaubte, ein König brauche seinem Volke nicht Wort zu halten, sagte mit kriegerischer Miene, auf den Tod Ludwig's XVI. anspielend: „Ich werde kämpfen. Lieber will ich zu Pferde sterben, als auf dem Henkerkarren." Hr. von Polignac, ein Mann von einer Einsicht, die der seines hohen Herrn entsprach, konnte weder sprechen, noch denken, noch handeln und hatte kein anderes Verdienst, als eine unbegrenzte Ergebenheit und ein unbedingtes Vertrauen auf die Vorsehung. Zum Ueberfluß glaubte er der Armee sicher zu sein, nachdem er zwei Männer an deren Spitze gestellt hatte, von denen der eine, Bourmont, ein früherer Chouan (Vendeer Insurgent), am Tage vor Waterloo fahnenflüchtig geworden war, der andere, Marmont, dafür galt, den Kaiser nach dem

Frieden von Paris im Jahre 1814 verrathen zu haben*).

Mit solchen Männern und solchen Grundsätzen wollte Carl X. den Sturm und Andrang der ganzen freisinnigen Jugend aushalten, deren Führer die Edelsten des Volkes waren. Aber mit dem Budget und der Armee glaubte er jeden Widerstand bewältigen zu können. „Seien Sie unbesorgt," sagte Hr. v. Polignac, „alle Welt ist auf meiner Seite; ich werde eine bedeutende Majorität haben."

Beim ersten Zusammenstoß wurde das Ministerium aus dem Sattel gehoben. Die Abgeordnetenkammer verweigerte ihm ihre Unterstützung und ward aufgelöst. Dann als die Wähler darauf beharrten, dieselben Abgeordneten zu schicken, wollte der König, als echter Enkel Ludwig's XIV., nicht nachgeben und zog vor, zu starken Mitteln zu greifen, d. h. zu Verordnungen und Kanonen, dieser ultima ratio regum.

Art. 14 der Charte besagte: „Der König .... erläßt die Verfügungen und Verordnungen, welche zur Ausführung der Gesetze und für die Sicherheit des Staates nöthig sind." Die politischen Gewissensräthe, die nicht weniger spitzfindig sind, als die Casuisten der Kirchengeschichte, gaben vor, als glaubten sie, dieser verdrehte Text gäbe das Recht, Frankreich nach dem Gefallen des Königthums mit Füßen zu treten. Carl X. und Herr von Polignac riefen den heil. Geist an und erließen die berüchtigten Ordonnanzen. Die erste derselben verdient

*) Es ist hier nicht der Ort, über diesen angeblichen Verrath Erörterungen anzustellen. Allein man weiß heute, daß der unglückliche Marmont jenen unseligen Befehl, der sein Armeecorps in die feindlichen Linien überführte und so Fontainebleau entblößte, nicht gegeben hat. Napoleon, dessen Taktik es immer war, all seine Mißgeschicke auf den Verrath oder die Feigheit seiner Feldherren zu schieben, klagte den Herzog von Ragusa des Verraths an, wie er den Senat und den gesetzgebenden Körper angeklagt. Im Grunde hatte ihn Niemand verrathen; aber Jedermann hatte sich von ihm abgewendet, was doch etwas ganz Anderes ist.

allein angeführt zu werden; denn sie dient dazu, daß wir den von uns seit siebenunddreißig Jahren zurückgelegten Weg daran messen. Folgendes ist ihr Wortlaut:

„Die Freiheit der periodischen Presse wird aufgehoben. Keine periodische oder halb periodische Zeitschrift oder Schrift überhaupt soll mehr erscheinen können, sei es in Paris, sei es in den Departements, außer in Folge besonderer Erlaubniß . . . .“

„Diese Erlaubniß . . . . kann widerrufen werden.“

Als diese Verordnungen unterzeichnet waren, ging Carl X. auf die Jagd, indem er zu einer Dame, die ihn wegen seines gesunden Aussehen beglückwünschte, sagte: „Ja, ich habe noch die Kraft, diesen Schurken einen tüchtigen Säbelhieb zu verabreichen!“ Der alte närrische Nimrod glaubte mit seiner Königsgarde und seinen Schweizern ein ganzes Volk zur Vernunft bringen zu können, und welches Volk! Die Söhne derer, die das dreifarbige Banner von Cadix bis zu den Kuppelthürmen des Kreml getragen hatten!

Nicht Jedermann in seiner Umgebung war so zuversichtlich. Hr. Sauvo, der Chef-Redacteur des „Moniteur“ rief, als er die Ordonnanzen las: „Ich bin siebenundfunfzig Jahre alt geworden, ich habe alle Zeiten der Revolution miterlebt. Gott bewahre den König von Frankreich!“

Sauvo täuschte sich nicht. Die Wirkung der Ordonnanzen war die einer glühenden Kohle, welche in ein Pulverfaß geworfen wird. Die Deputirten, angesehene Leute, zeigten erst wenig Eifer. Advocat Dupin, welchen man nachmals mit soviel Hingabe nacheinander Ludwig Philipp, der Republik und Napoleon III. hat dienen sehen, zeigte eine außerordentliche Feigheit und weigerte sich, seine Meinung auszusprechen; Guizot und Casimir Périer waren nicht weniger vorsichtig. Diese Männer, die als Parteiführer das Zeichen zum Widerstande hätten geben sollen, zeigten nur Unentschlossenheit und Schwäche. Aber die Journalisten und insbesondere Thiers, damals Chefredacteur des „National“, Armand

Carrel, Mignet, v. Rémusat und Pierre Leroux, die Redacteure des „Globe“, Coste, Redacteur des „Temps“ und zwanzig andere, weniger bekannte oder welche seit dieser Zeit verdient haben vergessen zu werden, setzten mit Eifer den Widerstand ins Werk. Ihrem Muthe verdankte der Aufstand seinen Erfolg.

Ihre erste Handlung war, eine Verwahrung aufzusetzen, welche den Unterzeichnern derselben ewig zur Ehre gereichen wird, denn sie setzten ihr Leben dabei aufs Spiel.

Wir müssen einige Stellen daraus mittheilen:

„— Der „Moniteur“ hat endlich diese denkwürdigen Ordonnanzen veröffentlicht, welche die schreiendste Verletzung der Gesetze sind. Die Herrschaft der Gesetze ist somit aufgehoben, die der Gewalt beginnt.

„In der Lage, in die wir gestellt sind, hört der Gehorsam auf, Pflicht zu sein. Die Bürger, welche zuerst berufen sind, zu gehorchen, sind die Mitarbeiter der Zeitschriften; sie müssen die Ersten sein, welche das Beispiel des Widerstandes gegen die Obrigkeit geben, die sich des gesetzlichen Characters entkleidet hat.

„... Wir sind geneigt zu gehorchen; wir werden versuchen unsere Blätter ohne die uns zugemuthete Genehmigung zu veröffentlichen ... Dies verlangt unsere Pflicht als Bürger von uns ... Wir leisten, was uns betrifft, Widerstand: an Frankreich ist es, zu entscheiden, bis wie weit sich sein eigener Widerstand erstrecken solle.“

In dieser kühnen Verwahrung findet man den ruhmreichen Satz der Revolution, den La Fayette im J. 1789 aussprach, wieder: „Wenn ein Volk unterdrückt wird, so ist Aufstand die heiligste Verpflichtung.“

Die Unterzeichner des Protestes blieben nicht bei Worten stehen. Die Redacteure des „National“ und des „Temps“ ließen Tausende von Exemplaren des Protestes drucken und in den Straßen vertheilen. Die Polizei wollte ihre Pressen zerstören und stieß auf den heftigsten Wiederstand. Der mit diesem verhaßten Werk

beauftragte Commissar wurde mit den Strafen bedroht, die das Gesetz für den Räuber und Einbrecher festgesetzt hat. Mehrere Schlosser weigerten sich der Obrigkeit ihre Hand zu leihen und man war genöthigt, den für das Einschmieden der Sträflinge angestellten Arbeiter holen zu lassen. So einig war das Volk in der Vertheidigung seiner Freiheit.

Das zeigte sich deutlich einige Stunden später. Montag, den 26. Juli 1838 veröffentlichte der „Moniteur" die Ordonnanzen. Schon Tags darauf, den 27. lenkten zahlreiche Truppen von den Endpunkten von Paris ihre Schritte nach den mittlern Stadtvierteln und dem Palais-Royal zu. Um 1 Uhr erfuhr man, daß Marmont, Herzog von Ragusa, zum Commandirenden der Armee von Paris ernannt war, und der Unwille des Volkes wurde dadurch nur noch gesteigert

Marmont hatte nicht gewagt, diese gefährliche Ehre abzulehnen. Das Schicksal schien ihn vom Anbeginn seiner Laufbahn zu verfolgen und sich gegen ihn zu verschwören. Er hatte den Krieg gegen Algier, dessen Oberbefehl er zu erlangen hoffte, angerathen. Allein, als die Armee abrücken sollte, wurde Bourmont, dem er dem Range und der Fähigkeit nach weit überlegen war, ernannt: denn der Hof wollte mit aller Gewalt einen Vendeer, dessen sie sicher war, auszeichnen und um die Ironie voll zu machen, sagte Bourmont zu Polignac: „Wenn etwas in meiner Abwesenheit vorfällt, so nehmen Sie Marmont: er ist compromittirt und wird sich tapfer schlagen.

Und in der That der Unglückliche schlug sich, obwohl ein persönlicher Gegner der Ordonnanzen, so gut, als ob er der Urheber derselben gewesen wäre; beklagenswerthe Folge der Mannszucht, welche den Soldaten zwischen den blinden Gehorsam und seine Bürgerpflicht stellt! Vier Uhr Nachmittags begann das Gewehrfeuer am Eingange des Café der Regentschaft und des Palais-Royal und alsbald breitete sich dasselbe wie ein Lauffeuer durch ganz Paris aus. Aber wie soll man

diese Schlacht abbilden, die zwei Tage dauerte und in welcher jede Straße ihre Helden und ihre Opfer hatte?

Achtzehntausend Mann ungefähr bildeten die Besatzung von Paris; zwei Drittel davon die Königsgarden und die Schweizer, deren höherer Sold die Treue verbürgte, schlugen sich wüthend gegen die Pariser. Der Rest, bestehend aus Linientruppen, die von der Regierung weniger gehätschelt waren, zeigte sich unentschlossen und schien nur mit Widerstreben zu gehorchen und sich zu schlagen. Mehrere Abtheilungen verhielten sich neutral. Aber die Schlacht war nichts desto weniger ungleich für die Pariser. Die Mehrzahl hatte keine Waffen. Einige Messer und einige Jagdflinten bildeten ihre ganze Rüstung und die Minister waren ihres Sieges so gewiß, daß man den Aufruhr am Abend des 27. erstickt glaubte.

Während der Nacht nahm der Aufstand einen planmäßigen Character an und vom Mittwoch früh, dem 28. Juli, erhoben sich an allen Orten Barricaden. Die Nationalgarde trat unter die Waffen oder gab ihre Gewehre an die Insurgenten ab. Man läutete Sturm auf Notre-Dame, man bemächtigte sich des Rathhauses und endlich pflanzte man kühn die Tricolore auf den Thürmen der Cathedrale auf. Von dieser Stunde an war Alles entschieden. Der Aufstand hatte ein Ziel und einen Sammelpunkt. Das Uebrige war nur Sache des Gewehrfeuers.

Zugleich erhielt die Revolution einen Mittelpunkt. Jacques Laffitte und der alte La Fayette, welcher sich das ganze Feuer der Jugend bewahrt hatte, waren eben in Paris angekommen. Von nun an verwarf man die feigen Rathschläge des Hrn. Guizot und des Advocaten Dupin, und konnte mit der Dynastie auf dem Fuße der Gleichheit unterhandeln. Während dieser Zeit sagte Carl X., welcher, seiner Behauptung nach, sich eben so sehr auf seine Waffen verließ, als auf sein Recht, zu seinem alten Vertrauten Vitrolles: „Die Häupter der Bewegung müssen jetzt in den Händen der Militair-

gewalt sein, und man hat eben ein Kriegsgericht ernannt, das in den Tuilerien tagen und mit den bewaffneten Rebellen kurzen Proceß machen wird." Mit diesem einzigen Worte eines Königs, der niemals für grausam oder rachsüchtig gegolten hat, mag man die Großmuth der Sieger zusammenhalten, welche ihn ruhig in die Verbannung ziehen ließen und sogar bereit waren, seine Schulden zu bezahlen.

Uebrigens war am Morgen des 29. Juli der Sieg entschieden. Die nach und nach von der Bastille und dem Rathhause bis an den Louvre und die Tuilerien zurückgedrängte Armee, in der Flanke von den Aufständischen des linken Ufers bedroht, die sich des Vendômeplatzes bemächtigt hatten, war endlich auch aus dem Louvre und den Tuilerien geworfen und zog sich auf St. Cloud zurück, wo Carl X., welcher eben von der Hirschjagd zurückgekommen war, ruhig die Stiefel auszog. Da war es, wo Marmont, als er dem Herzog von Angoulême Bericht über seine Thaten ablegte, wie ein elender Kammerdiener von demselben Fürsten behandelt wurde, für den er eben seine Mitbürger mit Kartätschen hatte niederschießen lassen: gerechter Dank für seinen schimpflichen Gehorsam!

Das Volk war Sieger, aber sein Sieg war theuer erkauft. Das Blut der besten und der tapfersten Bürger war geflossen; drei bis vier Tausend Franzosen, ohne die Königsgarden und die Schweizer zu rechnen, waren getödtet oder verwundet worden. Aber um diesen Preis war nun auch die Freiheit befestigt oder wenigstens für einige Jahre gesichert.

Inmitten der Theilung der Beute, welche auf dem Treffer folgte, und bei der diejenigen, welche nicht ein Haar in ihrem Barte aufs Spiel gesetzt hatten, den Löwenantheil erhielten, wie es ja auch natürlich ist, vergaß man doch nicht jenen unbekannten Helden, Arbeitern, Nationalgarden und Bürgern, welche ihr Leben für das Vaterland hingegeben hatten, die letzte Ehre zu erweisen, und die Julisäule wird immerdar ein unver-

gängliches Denkmal des Muthes unserer Väter und eine Mahnung für deren Nachkommen vor aller Augen stehen.

Diese Säule, zu welcher am 28. Juli 1831 von Ludwig Philipp der Grundstein gelegt und die erst 1840 eingeweiht ward, steht auf demselben Platze, wo der erste Consul Bonaparte anfangs einen Bronceelephanten hatte aufstellen lassen wollen. Sie besteht aus einem massiven Rundbau, umgeben mit einem Gitter. Darunter sind die Gewölbe, in die man die Leichen von sechshundertfunfzehn Julikämpfern beigesetzt hat, deren Namen mit goldenen Buchstaben auf der Säule geschrieben stehen. Ueber dem massiven Theile erblickt man vierundzwanzig Broncemedaillons, die einen viereckigen Unterbau schmücken. Auf diesem Unterbau befindet sich das Piedestal von weißem Marmor, und auf diesem steht die Säule. Der Hauptschmuck des Piedestals ist ein Kunstwerk von seltenster Schönheit, der berühmte „Juli-Löwe" des Bildhauers Barye. Auf der entgegengesetzten Seite ist das Wappen von Paris und auf jeder der vier Ecken der gallische Hahn von Bronce, ebenfalls von Barye. Die Säule, ganz von Bronce, ist hohl, und man kann mittelst einer Treppe bis auf die Spitze steigen. Auf dem Capitäl ist eine Laterne mit dem von Dumont geschaffenen Genius der Freiheit von vergoldeter Bronce. In der einen Hand trägt er zerbrochene Ketten und in der andern die Fackel der Civilisation. Das ganze Denkmal, eins der schönsten von Paris, ist das Werk von Duc und Alavoine. Es wiegt 179,500 Kilogrammes. Das Capitäl, einzig in seiner Art, wiegt allein 12,000 Kilogrammes und ist aus einem Stück gegossen. Es hat 5 Meter Breite, ist 2 Meter 70 Centimeter hoch und 12 Millimeter dick. Das Denkmal ist zusammen 50 Meter 33 Centimeter hoch.

Von der Höhe der Julisäule hat man eine sehr weite Aussicht auf alle Bauwerke von Paris, die Boulevards, die Seine, den botanischen Garten; den Schloß-

thurm von Vincennes, den Père=Lachaise, Montmartre bis zu den Thürmen von St. Denis, in dessen Schatten einst die französischen Könige schliefen.

II.

Die Vendôme=Säule.

Die Vendôme=Säule, errichtet zum Andenken der großen Armee und ihres Feldherrn, ist nicht weniger beim Volke beliebt, als die Juli=Säule, deren Bestimmung ist den Muth der Bevölkerung von Paris zu verherrlichen; sie hat sogar vor ihrer Nebenbuhlerin den Vortheil voraus, daß sie nicht an das Blut von Bürgerkriegen erinnert. Ihre Geschichte kann auf wenigen Seiten abgefaßt werden.

Es war im Jahre 1805, mitten in dem Seekriege, der auf den Bruch des Vertrags von Amiens folgte. Napoleon, der Kaiser der Franzosen, König von Italien und Mittler der helvetischen Eidgenossenschaft geworden war, der Holland und die kleinen italienischen Staaten unter seiner Botmäßigkeit hielt und Spanien durch den Schrecken beherrschte, den er dem ersten Minister Godoy, dem Friedensfürsten, einflößte, war, wo nicht der Herr, so doch wenigstens der Schiedsrichter des Festlandes. Um aber keinen Nebenbuhler in der Welt zu haben, blieb ihm nnr übrig, mit seinem Heere über den Canal zu gehen und seinen Einzug in London zu halten. England in Schlachtordnung jenseits der Meerenge aufmarschirt, erwartete die Landung mit unaussprechlich=königlicher Spannung, zwei Tausend Kanonenschaluppen und Flachschiffe auf der Rhede von Boulogne vereinigt, waren bestimmt, huudertfunfzigtausend Franzosen aufzunehmen. Nelson, der Sieger von Abukir, kreuzte ganz in der Nähe, indem er bald versuchte diese „Nußschalen" durch den Anprall seiner schweren Kriegsschiffe in den Grund zu bohren, bald sie in Brand zu stecken, indem er Hunderte von Brandern losließ. Aber die Küstenbatterien warfen ihn ins offene Meer zurück.

Während dieser Zeit erwarteten die französischen Geschwader, die bald ruhig vor Anker lagen, bald wie Möven über das Meer dahinflogen, nur das Zeichen, um sich im Canal zu vereinigen, Nelson zurückzutreiben und die Ueberfahrt frei zu machen. Niemals seit Wilhelm dem Eroberer war England von einer so großen Gefahr bedroht.

Pitt selber, der unversöhnliche Pitt, sah nur in einer europäischen Coalition noch Heil. Den 18. Februar verlangt er vom Parlament fünf Millionen Pfund Sterling (33⅓ Mill. Thlr.). — Wozu? fragt die Opposition. — Zum „Gebrauch auf dem Continent," erwiedert der Minister, und den 12. Juli erlangt er zu demselben Gebrauch noch 24 Mill. Thlr. Diese Zahlen werden die gegenwärtige Generation, welche in tiefem Frieden von Budgets von mehr als 2 Milliarden zu erzählen weiß, zum Lächeln reizen. Aber zu jener Zeit brachte man noch mit zweihundert Millionen (53⅓ Mill. Thlr.) ganz Europa in Bewegung und unter die Waffen. Napoleon, welcher zu Boulogne ungeduldig die Ankunft der französischen Geschwader in der Manche erwartete, erfuhr plötzlich, daß Oesterreich und Rußland die Waffen ergriffen, daß man Frankreich auf seine alten Grenzen zurückführen, die Schweiz, Holland, Belgien, Hannover, Italien u. s. w. u. s. w. befreien wolle, daß vier englisch-österreichisch-russische Heere Hannover, das von unsern Truppen besetzt war, Bayern, unsern Bundesgenossen, Oberitalien und das Königreich Neapel bedrohen, daß der Admiral Villeneuve sich von den Engländern hat blockiren lassen, daß sein Seefeldzugsplan zu Wasser geworden, daß Nelson wieder in die europäischen Meere zurückgekommen und daß die englische Flotte auf ihrer Hut sei. Sein Plan ist sofort gefaßt. Er giebt jenen unfaßbaren Feind, den er schon zu halten glaubte, auf, und wirft mit einer halben Schwenkung nach rechts mit wunderbarer Geschwindigkeit sieben Armeecorps nach Bayern. Diese sollen unter seinen Augen kämpfen. An der Etsch befehligt Masséna statt seiner, — Masséna,

der Sieger von Zürich und Rivoli. Ein solcher Führer steht für Alles. Keine Sorge um Hannover und Neapel, welche ohne Weiteres fallen werden, wenn Napoleon im Mittelpunkt des Festlandes Sieger ist.

Der Einfall in Baiern geschieht den 9. September. Den 25. September gehen Davoust, Soult, Lannes, Starmont, Ney, Murat über den Rhein, jeder mit seinem Corps. Bernadotte und der Kurfürst, der sich mit seinen Baiern nach Würzburg geflüchtet, stoßen zu ihm. Alle zusammen überschreiten die Donau, unterbrechen die Verbindung Mack's mit Oesterreich und schneiden seine Armee in zwei, drei Fetzen durch die Schlachten von Wertingen, Albeck und Elchingen. Den 15. October ward Mack in Ulm eingeschlossen. Den 20. capitulirt er mit drei und dreißig Tausend Oesterreichern, dem Rest von achtzig Tausend, mit denen er den Feldzug eröffnet hatte. Außer einem Erzherzog und einigen Tausend Reitern war Alles getödtet, zersprengt oder gefangen. Mack, der sich, man weiß nicht wie, einen Ruf als Taktiker erworben hatte, wurde des Hochverraths angeklagt und vom Hofkriegsrath zum Tode verurtheilt. Der Unglückliche war nur beschränkt, und diejenigen, welche ihn anstellten, hätten ihn besser kennen müssen. Aber die obersten Stellen haben niemals Unrecht. Uebrigens kam er mit zwei Jahren Gefängniß davon.

Ohne sich aufzuhalten dringt Napoleon nach der Capitulation von Ulm geradenwegs auf Wien. Er wirft im Vorbeigehen den greisen Kutusof über den Haufen, welcher mit funfzig Tausend Russen zum Entsatz von Mack herbeirückte, aber schleunigst den Rückzug antrat, als er die französischen Vorposten bemerkte. Ney und Marmont, auf Tyrol und Kärnthen angewiesen, reichen Masséna, dem Sieger, die Hand, der von Italien kommend den Erzherzog Carl, immer den Degen in dessen Rippen bohrend, nach Ungarn zu verfolgte. Den 15. November öffnet Wien seine Thore und Napoleon, seine Feldherren vereinigend, marschirt den Russen in Mähren entgegen. Die große Armee hatte in zwei Monaten

fünfhundert Meilen gemacht, und nirgends hatten die Soldaten anders sich aufgehalten, als um sich zu schlagen. Das war die Kraft und die Tüchtigkeit des Kriegswerkzeugs, das die Republik Napoleon vermacht hatte! Aber solche Wunderthaten, zu oft erneuert, mußten endlich die Unerschrockensten aufreiben. Im Jahre 1814 war von dieser heldenmüthigen Armee kaum ein Zwanzigstel mehr übrig.

Vom 15. November bis 2. December war man im Felde. Kaiser Alexander und sein Verbündeter der Kaiser von Oesterreich, welche sahen, daß Napoleon vorsichtig ward, faßten Muth; der Czar namentlich, der, wie alle Fürsten, alles machen zu können glaubte, ohne Etwas gelernt und vergessen zu haben. Die jungen Leute vom Generalstabe, ebenso unwissend als er selbst, und den glücklichen Rückzug Kutusoff's für einen Sieg haltend, sprachen nichts Anderm als vom Raufen mit den Franzosen und spotteten über die geschlagenen Oesterreicher. Ein deutscher Feldherr, Weirother, ebenso berühmt als Mack, lieferte einen Schlachtplan. Kutusoff, zu erfahren, um nicht den Unverstand Weirother's zu bemerken, aber zu guter Höfling, um dem Czaren zuwider zu sprechen, verhielt sich schweigend während des Kriegsrathes; sagte aber nach der Sitzung zum Oberhofmarschall, Fürsten Tolstoï: „Wenn wir die Schlacht anbieten, so werden wir sie verlieren, sagen Sie das dem Czaren.“ — „Ich bekümmere mich nur um Saucen und Braten, erwiderte Tolstoï, sagen Sie es ihm doch selber.“

Während dieser Verhandlungen war Napoleon des Sieges so gewiß, daß er seinen Soldaten mittelst Tagesbefehl ankündigen ließ, er werde die russische Armee umgehen, und er verspreche ihnen (eine noch merkwürdigere Aeußerung), sich während der Schlacht nicht persönlich aussetzen zu wollen. „Ich schwöre Dir zu, sagte ein alter Grenadier zu ihm, daß Du nur mit den Augen zu winken brauchst, und wir bringen Dir morgen die Fahnen und die Artillerie der Russen, um den Jahrestag Deiner Krönung zu begehen.“

In der That den Tag darauf, den 2. December 1805, war von drei Uhr Nachmittag an Alles beendigt. Vierzig Tausend Oesterreicher oder Russen waren getödtet, verwundet oder gefangen. Zweihundert siebenzig Kanonen fielen in die Hände der Franzosen. Der Kaiser von Oesterreich bat um Frieden.

Der Czar erhielt die Erlaubniß, unverfolgt zu entfliehen; was ihn nicht abhielt, das nächste Jahr den Angriff zu erneuern im neuen Bunde mit dem König von Preußen, aber ihn auch nicht hinderte, sich bei Friedland wie bei Austerlitz schlagen zu lassen.

Dieser letzte Schlag hatte die Coalition aufgelöst. Der König von Preußen, der sich mit unsern Feinden verbinden wollte, entbot uns seinen Glückwunsch. „Das ist ein Compliment, dessen Adresse das Schicksal geändert hat,“ sagte Napoleon.

William Pitt, welcher an der Uebergabe von Ulm gezweifelt hatte, ward ins Herz getroffen, als er den Sieg von Austerlitz vernahm und starb wenige Tage darauf. England, durch den Preßburger Frieden seines einzigen Verbündeten beraubt, freute sich kaum an der Seeschlacht von Trafalgar, in der Nelson die französische Flotte zerstörte, aber selbst getödtet ward. Es verlor fast zu gleicher Zeit seinen größten Minister und seinen Helden; aber die freien Nationen halten sich durch ihre innere Kraft selber aufrecht. Um zu regieren, ist der praktische Verstand mehr werth, als das Genie.

Um das Andenken an diesen ruhmvollen Feldzug von 2½ Monaten zu verewigen beschloß Napoleon oder was dasselbe ist, beschloß der Senat, daß auf dem Vendômeplatze eine steinerne mit Bronzebasreliefs geschmückte Säule errichtet werden sollte. 1200 Kanonen, die man dem Feinde abgenommen, sollten das Material dazu liefern. — Eine enge Treppe führte auf die Plattform dieses Denkmals, welches von Denon, Gondouin und Lepère errichtet, 1810 eingeweiht wurde nnd auf seiner Spitze eine Napoleon in römischer Imperatorentracht darstellende Bronzebildsäule von Chaudet trug.

Im Jahre 1814 nach der Einnahme von Paris versuchten eifrige Royalisten die Statue umzuwerfen, kamen aber nicht zum Ziele. Einige Zeit darauf entfernte man sie von ihrem Sockel und ersetzte sie durch die weiße Fahne. Im Jahre 1833 nahm eine neue Statue, von Seurre, bekleidet mit einem Bronzerocke nnd auf dem Kopfe den berühmten kleinen Hut, den Platz der frühern ein, welche eingeschmolzen war, um daraus die Bildsäule Heinrichs IV. auf dem Pont-Neuf herzustellen. 1835 besserte man den Grundbau mit corsischen Granitblöcken aus. 1865 endlich hat man den römischen Imperator wieder aufgestellt und den grauen Ueberrock nach Courbevoie versetzt. Diese letzte Veränderung, deren Grund man nicht errathen kann, ist allgemein getadelt worden.

Die Höhe der Vendômesäule ist vierundvierzig Meter. Die Säule wiegt 251,367 Kilogr., die Errichtung hat mit Einschluß der Bronze 1,975,417 Franken gekostet.

Die Bildsäule von 1833 hat 60,000, der Granitunterbau 76,000 Fr. gekostet.

Die Bronzearbeiten stellen die Ereignisse des Feldzugs von anno 6 dar. Ueber der Eingangsthür ist eine lateinische Inschrift angebracht, die während der Restauration mit einem Metallüberzug verhüllt war.

Triumphbogen

von

Gabriel Guillemot.

Die Trimphbogen sind römischen Ursprungs. Wenn ein Feldherr der Republik durch irgend einen glänzenden Erfolg die Ehren des Triumphes verdient hatte, wurde er in feierlichem Zuge unter einem hölzernen Siegesthrone durchgeführt, das mit den vom Feinde erbeuteten Waffentrophäen und dem Standbilde des Triumphators geschmückt war. Symbolische Darstellungen der eroberten Städte und unterjochten Völker verzierten die Pfeiler und die Wölbung.

Später, als die Kaiser in Berücksichtigung der Nachwelt den Triumphbogen ein imposanteres Ansehen und längere Dauer zu geben wünschten, wurde das Holz durch Stein ersetzt.

Ueberall wurden diese Denkmäler der Eitelkeit durch die Römer eingeführt. Wir finden den römischen Triumphbogen in Athen, finden ihn in Oranien und selbst in dem kleinen Susa am Fuß der Alpen.

Beim Zusammenbrechen der alten Welt gerieth die Sitte der Siegesthrone in Vergessenheit. Daß sie verloren gegangen wäre, wagen wir nicht zu behaupten. Gebräuche, die sich auf den Hochmuth des Menschen stützen, gehen nicht verloren! jeder Ruhmesdurstige findet sie wieder auf.

Lange Zeit hat ein Triumphbogen, der zu Ehren Heinrichs II. errichtet war, den Eingang des Faubourg Saint-Antoine versperrt. Vor wenigen Jahren, als man die Zugänge des Bastillen-Platzes erweiterte, wurde er abgerissen.

Heutzutage hat Paris seinen Besuchern 4 Triumphbogen aufzuweisen: die Porte Saint-Denis, die Porte Saint-Martin, den Arc du Carroussel und den Arc de l'Etoile.

Wir wollen sie in allen ihren Einzelnheiten betrachten.

Porte Saint-Denis

(das Siegesthor von Saint-Denis.)

Dieser Triumphbogen hat mehrere Vorfahren gehabt, die wir der Vollständigkeit wegen erwähnen müssen. Das erste Thor von Saint-Denis stand in der Nähe der Rue de la Ferronnerie. Unter der Regierung Philipp Augusts befand es sich bereits zwischen der Rue Mauconseil und der Rue du Petit-Lion. Je mehr sich Paris ausdehnte, um so weiter wurden die Thore hinaus gerückt. Unter Karl V. und Karl VI. wurde das Thor von Saint-Denis bis an die Ecke der Rue des Deux-Portes vorgeschoben (jetzt Rue Blondel) und unter Ludwig XIV. nahm es endlich den Platz ein, auf welchem es heute noch steht. Das Thor, das unter Karl VI. errichtet war, bestand aus einem viereckigen Mittelbau, der von vier runden, mit Altanen bekrönten Thürmen beschützt wurde.

Die Porte Saint-Denis ist in ihrer jetzigen Gestalt, in den Jahren 1671—1672, zur Erinnerung an die glücklichen Feldzüge in Flandern und der Franche-Comté nach den Plänen von François Blondel erbaut. Es war eine Schmeichelei, welche die Municipalität von Paris dem Roi-soleil — Ludwig XIV. — darbrachte und die Pariser hatten diese Bewunderung ihres Stadtschultheißen und ihrer Schöppen mit 500,122 Livres zu bezahlen — eine für damalige Zeiten sehr bedeutende Summe.

François Blondel, der Baumeister, wurde bei den Bildhauerarbeiten durch Michel Anguier unterstützt, dem wir auch das Portal des Val-de-Grâce und den schönen Christus am Kreuz in der Kirche von Saint-Roch verdanken. Michel's Bruder, François, war ebenfalls Bildhauer, aber nicht so geschickt, als der Erstere; er hat das Marmor-Krucifix am Hauptaltar der Sorbonne verfertigt. Die beiden Brüder Anguier haben einem Saale im Museum des Louvre den Namen gegeben.

Was Blondel betrifft, von dem wir einige Worte

sagen müssen, so scheint er sich hauptsächlich mit dem Bau monumentaler Thore beschäftigt zu haben. Außer der Porte Saint-Denis hat er 1674 das Thor von Saint-Bernard erbaut und 1670 das Thor von Saint-Antoine restaurirt. Er war der angestellte Baumeister des großen Königs, Direktor der Bauschule und Lehrer der Mathematik bei dem Dauphin.

Die Porte Saint-Denis ist 23 Metres 40 Centimetres hoch und eben so breit, so daß ihre Fronte ein genaues Quadrat bildet. Die Weite des Bogens beträgt etwas über 8 Metres, genauer 25 Fuß. Jeder der Pfeiler hat genau dieselbe Dimension. Die Höhe des Bogens vom Erdboden bis zum Schlußstein des Gewölbes beläuft sich auf 42 Fuß 10 Zoll. (Man wolle uns diese Umgehung des herrschenden Metre-Maßes verzeihen, da wir zu unseren Angaben die alten Bauregister benutzen.) Zu beiden Seiten der großen Arkade befanden sich niedrige Durchgänge, die jetzt durch Gitter verschlossen sind und deren Höhe nur 6 Fuß 8 Zoll beträgt.

Nach der Rue Saint-Denis zu besteht die Verzierung des Thores aus zwei in die Mauern der Pfeiler eingelassene Obelisken, die mit antiken Waffentrophäen von schönem Styl geschmückt sind. Am Fuße jedes Obelisken ist eine sitzende Colossal-Figur angebracht. Die eine (am östlichen Pfeiler) stellte das besiegte Holland in Gestalt eines trauernden Weibes dar. Die andere (am westlichen Pfeiler) ist der Rhein in Gestalt eines kräftigen Mannes, der sich auf ein Steuerruder stützt und ein Füllhorn in der Hand hält. Diese beiden Figuren sind nach Zeichnungen von Lebrun ausgeführt.

Neben dem Bogen ist ein Bas-Relief angebracht, das Ludwig XIV. in griechischer Tracht und mit einer ungeheuren Perrücke darstellt. In befehlender Haltung, mit heiterem Gesicht steht er inmitten eines Haufens von Männern, die sich gegenseitig umbringen. Am Fries befindet sich die berühmte Inschrift Ludovico Magno, die zu dem bekannten, allen Handlungsreisenden so theuren Witzworte Veranlassung gegeben.

Aber auch eine pikante Anekdote hängt mit dieser Inschrift zusammen. Während der Republik hatte man sie sowohl, wie die Inschriften, welche sich über den kleinen Durchgängen befanden, vernichtet. Das Bauwerk selbst hatte im Laufe der Zeit einigen Schaden erlitten und so ordnete die kaiserliche Regierung im Jahre 1807 eine vollständige Restauration des Denkmals an, deren Ausführung einem Herrn Cellerier übertragen wurde. Napoleon, der, ich weiß nicht, von welchem Siegeszuge zurückgekehrt war, verlangte eines Tages die in Arbeit begriffenen öffentlichen Bauten in Augenschein zu nehmen. Er kam an die Porte Saint-Denis und hier verursachten ihm die kürzlich vergoldeten Worte: Ludovico Magno eine heftige Gallenerregung. Der große Napoleon konnte den großen Ludwig nicht ertragen. Der Minister des Innern, der den Kaiser begleitete, bekam heftige Vorwürfe, die er nicht weniger heftig dem Baumeister zuschleuderte, der wiederum einen Andern für den Mißgriff verantwortlich machte. Die Frage war nun: ob man die Inschrift bestehen lassen solle oder nicht? Lange rieth man hin und her — endlich verfiel man auf ein Auskunftsmittel, d. h. man broncirte die Worte und so giebt es denn für kurzsichtige Leute keinen Ludwig den Großen mehr.

Nach der Vorstadt zu ist die Verzierung des Thores dieselbe, wie nach der andern Seite, nur mit dem Unterschiede, daß das Basrelief über dem Bogen die Einnahme von Mastricht darstellte und daß sich, statt der menschlichen Gestalten am Fuße der Obelisken zwei Löwen befinden.

Bei den bewaffneten Aufständen der Pariser hat mehr als ein Mal die Porte Saint-Denis als Sammelplatz gedient. Am 28. Juli gelang es einer Colonne der Garde-Kürassiere, die der Marschall Marmont in der Rue Montmartre zurücklassen mußte, bis in die Nähe der Porte Saint-Denis vorzudringen. Aber Pflastersteine, die von der Plattform des Thores — über welchem seit 8 Uhr Morgens die rothe Fahne wehte —

herabgeschleudert wurden, ließen diese Annäherung den Truppen zum Verderben werden. Mehrere höhere Offiziere fielen damals von der Hand 15jähriger Knaben.

1848 begannen die Junikämpfe mit dem Angriff auf eine große Barrikade, die rings um das Thor von St. Denis errichtet war.

Trotz der unleugbaren Eleganz seiner Formen macht das Thor von St. Denis beim ersten Anblick nur geringen Eindruck. Es ist schlecht gelegen und schlecht umgeben; in diesem Augenblicke beschäftigt man sich übrigens damit, es frei zu machen. Die Obelisken gaben dem Ganzen etwas Düsteres; sie erinnern an die Grabdenkmäler des Père-la-chaise und scheinen mit den jubelvollen Empfindungen im Widerspruch zu stehen, die der Anblick eines Siegesthores erwecken sollte. Aber vielleicht hat der Erbauer diesen Eindruck beabsichtigt und vielleicht hat er darauf verweisen wollen, daß jeder Sieg, der mit Waffengewalt errungen wird, auf Tod und Trauer gegründet ist.

Porte Saint-Martin.

(Das Siegesthor von Saint Martin.)

Die Porte Saint Martin ist 1674 zu Ehren der vollständigen Eroberung der Franche Comté auf Kosten der Stadt Paris erbaut. Pierre Bullet, ein Schüler François Blondel's, dem wir außerdem die Kirche von Saint Thomas-d'Aquin verdanken, hat den Plan desselben entworfen. Das Bauwerk hat 54 Fuß (18 Metres) Breite und, mit Inbegriff der 11 Fuß hohen Attika, eben so viel Höhe; die Porte Saint Martin stellt also, wie das Thor von Saint Denis, in der Front ein vollkommenes Quadrat dar.

Das Thor von St. Martin besitzt drei Bogen; der mittlere ist 15 Fuß weit und 30 Fuß hoch, die beiden andern sind 8 Fuß weit und 16 Fuß hoch.

Die Pfeiler, die an den Außenseiten bis zum Ge-

sims hinaufragen, so wie die, welche den Mittelbogen tragen, haben dieselbe Breite und bestehen aus wurmförmig gepickten Quadersteinen — eine Bauart, die zwar nach Aussage der Architekten einfach, edel und kräftig sein soll, aber nicht allgemein anzusprechen pflegt und auch hier keinen günstigen Effekt hervorbringt.

Neben dem Bogen befindet sich ein Sims mit großen Kragsteinen und das Ganze ist von einer Attika bekrönt, welche folgende Inschriften trägt — nach Süden zu:

Ludovico Magno
Verentione Sequanisque
Bis Captis
Et Fractis Germanorum
Hispanorum Batavorumque
Exercitibus
Proef. Et Aedil. P.
Anno R. S. H. MDCLXXIV.

Nach der Vorstadt zu:

Ludovico Magno
Quod Limburgo Capto
Impotentes Hostium Minas
Ubique Repressit
Proef. Et Aedil. P.
C. C.
Anno MDCLXXV.

In den beiden Feldern, die sich zwischen den Pfeilern, dem Kranze, der großen Arkade und dem Simms befinden, sind zwei Bas-Reliefs angebracht, welche auf die Eroberungen Ludwigs XIV. Bezug haben. Das eine derselben, nach der Rue Saint-Martin zu, stellt den großen König auf seinem Throne dar; ihm zu Füßen liegt ein Volk — durch eine allegorische Figur verkörpert — auf den Knieen, streckt die Arme zu ihm empor und zeigt ihm eine Rolle, die den Vertrag der Tripel-Allianz enthält.

Das andere Relief der Frontseite stellt den König als Hercules dar (!). Er ist völlig nackt, wie die Götter

des Olymps, hat die traditionelle Keule in der Hand und tritt einen Haufen von Leichen unter die Füße. Eine Gestalt, die den Ruhm oder Sieg darstellt, kommt vom Himmel herunter; in der einen Hand setzt sie dem König einen Lorbeerkranz auf. Wir müssen zugestehen, daß die lateinischen Inschriften nöthig waren, um dem Publikum den Sinn dieser Allegorien zu erklären. Selbst nachdem wir die Erklärung gelesen, fällt es uns schwer, aus dieser Apotheose die Eroberung der Franche-Comté heraus zu finden.

Die beiden Bas-Reliefs nach der Vorstadt zu, stellen — ebenfalls symbolisch — die Einnahme Limburgs und die Niederlage der Deutschen vor.

Die vier Bas-Reliefs sind von Desjardins, Marsy, Le Hongre und Legros dem Vater.

Zwischen den Consoln des Simses sehen wir verschiedene Attributen der Kriegskunst; in der Mitte befindet sich eine Sonne, das Symbol Ludwigs XIV.

Die Porte Saint-Martin ist zweimal restaurirt: 1819 und 1854.

Zwei historische Momente sehr verschiedener Art sind mit diesem Bauwerk verknüpft.

Als am 31. März 1814 die alliirten Fürsten Europas in Paris einzogen, kamen sie die Rue Saint-Martin entlang und passirten den Triumphbogen Ludwigs des Großen.

Am 28. Juli 1830 war derselbe Triumphbogen Schauplatz eines blutigen und ruhmvollen Kampfes.

Das Thor von Saint-Martin ist eben so schlecht gelegen, weniger monumental und weniger reich verziert, als das Thor von Saint-Denis; gilt aber in den Augen der Sachverständigen für ein Bauwerk von höherem Kunstwerth. Indessen macht man ihm die übermäßige Höhe seiner Attica zum Vorwurf. Die Triumphbogen sind eben auch dem Loose alles Irdischen, der Unvollkommenheit verfallen!

Der Triumphbogen des Caroussel-Platzes.

Dies Monument, das am Haupteingange des Tuilerien-Hofes steht, wurde 1806 auf Befehl Napoleons I. zur Erinnerung an den Feldzug von 1805 errichtet.

Der Plan desselben, den Percier und Fontaine geliefert, wurde 1810 mit dem großen zehnjährigen Architecturpreise belohnt.

Die vollständige Höhe des Bauwerks beträgt 45 Fuß (15 Metres), die Länge 60 Fuß (17 Metres 60 Centimetres), die Tiefe 10 Metres.

Das Bauwerk zeigt vorn drei Bögen, deren mittlerer eine Weite von 4 Metres 55 Centimetres besitzt; die beiden kleineren haben eine Weite von 2 Metres 75 Centimetres. Jede der beiden Seitenwände ist von einem Bogen durchbrochen, welcher die drei Fronte-Bögen durchschneidet.

Jede der Frontseiten ist mit 8 korinthischen Säulen aus rothem Marmor von Languedoc verziert. Basen und Kapitäle sind von Bronce, der Fries von geflecktem italienischen Marmor.

Auf den Säulen, von der Attika, stehen 8 Statuen von französischen Soldaten verschiedener Waffengattungen. Die Uniformen sind seitdem so oft geändert, daß es heutzutage schwer fällt, diese Statuen genau zu bezeichnen.

Die Attika wird von einem Doppel-Sockel überragt, auf welchen Napoleon eine Quadriga stellen ließ. Es war ein Triumphwagen in antiker Form aus vergoldetem Blei, ein Werk Lemot's und an diesem Wagen waren vier Bronze-Rosse gespannt, die einst vergoldet gewesen waren und ein sehr merkwürdiges Schicksal gehabt hatten.

Ursprünglich gehörten sie dem Sonnen-Tempel zu Korinth an; Theodosius ließ sie noch Konstantinopel schaffen; dort fand sie der Doge Dandolo und brachten sie nach Venedig und von Venedig schickte sie der siegreiche Bonaparte nach Paris.

Früher wurden sie durch zwei allegorische Figuren von vergoldetem Blei gelenkt, die den Sieg und den Frieden darstellten.

Während der ganzen Dauer der Kaiserzeit wartete der leere Wagen auf eine Statue Napoleons. Die Ereignisse von 1814 machten die Aufstellung einer solchen unmöglich.

Sechs Bas-Reliefs von Marmor, deren Darstellungen auf den Feldzug von 1805 Bezug haben, schmücken die Fronten des Denkmals; es sind: Die Ulmer Kapitulation, von Cartelier; der Sieg von Austerlitz, von Elpercieux; — der Einzug Napoleons in München, von Claudien; — der Einzug in Wien, von Deseine; — die Zusammenkunft Napoleons und Kaiser Franz II., von Ramey; — der Preßburger Frieden, von Lesueur.

Ueber jedem Bas-Relief befindet sich eine französische Inschrift in goldenen Lettern, die den Gegenstand desselben angiebt.

1815 wurden die Bronze-Pferde nach Venedig zurückgebracht, wo sie jetzt über dem Haupt-Eingange der Sanct-Marcus Kirche zu sehen sind. 1825 wurden auch die sechs Marmor-Reliefs entfernt und durch Reliefs von Sandstein ersetzt, welche Episoden aus dem spanischen Feldzuge des Herzogs von Angoulême darstellten. Nach 1830 ließ die Juli-Regierung die alten Marmortafeln wieder einfügen. Die acht Krieger über dem Simms hat man nie belästigt.

Die Plattform blieb leer bis 1828, dann endlich wurde abermals eine Quadriga mit einer weiblichen Figur, diesmal von Bronce, ein Werk Bosio's, aufgestellt. Damals sollte die weibliche Figur die Restauration bedeuten. 1830 wurde ihr gestattet, an ihrem Platze zu bleiben, unter der Bedingung, daß sie sich dazu verstand, die Charte vorzustellen. Was sie heutigen Tages bedeuten soll, ist dem Belieben des Beschauers überlassen.

Dieser Triumphbogen, der mit großer Sorgfalt, aus köstlichem Material erbaut und mit zahlreichen Sculp-

turen geschmückt ist, hat eine Million gekostet. Aber obwohl er sichtlich dem Triumphbogen des Septimus Severus im Forum Romanum nachgebildet ist, erreicht er nicht im Entferntesten die Anmuth seines Vorbildes. Seine Linien stehen in keinem Verhältnisse zu den architektonischen Linien der Gebäude, die ihn umgeben; seine Verhältnisse sind kleinlich im Vergleich zu der Größe des Carroussel-Platzes; er sieht in dieser Weite wie verloren aus und ist nur ein hübsches Beiwerk, das nicht an der rechten Stelle steht.

Der Triumphbogen de l'Etoile.

Der Triumphbogen de l'Etoile ist eins der bedeutendsten und beliebtesten Denkmäler von Paris. In einer herrlichen Ode, die Jedermann auswendig weiß, hat ihm Victor Hugo mit Notre-Dame und der Vendôme-Säule die Unsterblichkeit verheißen:

„Wenn von der großen Stadt mit ihren Säulenhallen,
„Den Thoren hoch gewölbt, den Tempeln stolz und hehr,
„Von der Paläste Pracht, von ihren Straßen allen,
„Wo unablässig wogt ein brausend Menschenmeer;
„Wenn von dem Allen einst nur noch gen Himmel ragen,
„Statt jedes Monuments und jedes Pantheons,
„Zwei Thürme von Granit aus Karls des Großen Tagen
„Und jener Säulen Pracht-Denkmal Napoleon's;
„Dann wirst mit ihnen Du die heil'ge Drei vollenden!"

Die Zeiten, die der Dichter vorhersieht, sind, Gott sei Dank, noch nicht gekommen! Paris hat seine Herrschaft nicht aufgegeben — noch immer ist's Paris. . .

„. . . . . das Nacht und Tag
„Mit Glockenschall und Trommelschlag
„Europa aus dem Schlaf erweckt."

Der Triumphbogen ist auch noch ganz jugendlich; nirgend ein zerbrochenes Kapitäl, nirgend ein Grashalm am Fuß der Säulen und sicherlich werden die beiden Inspektoren, die für seine Erhaltung zu sorgen haben,

den verderblichen Flechten, diesem „Rost des Marmors", noch lange nicht gestatten, seine Mauern zu überkleiden.

Der Triumphbogen de l'Etoile wurde auf Befehl des Kaisers zu Ehren der großen Armee erbaut. Das betreffende Dekret ist vom 18. Februar 1806 datirt.

Im Mai desselben Jahres wurde der Grund gegraben und am 15. August 1806 der erste Stein gelegt, Er trägt die Inschrift: „Im Jahre 1806, den 15. August. „Jahrestag der Geburt Sr. Majestät, Napoleons des „Großen, ist dieser Grundstein gelegt worden. Der „Minister des Innern M. von Champagny."

Mit den Entwürfen wurden die Architekten Raymond und Chalgrin beauftragt; der des Letzteren wurde 1809 von Napoleon angenommen. Chalgrin leitete den Bau bis über den Sims des Piedestals. Aber er starb 1811 und der Architekt Goust führte nun den Bau nach den Plänen des Verstorbenen bis zum Anfang des Gewölbes der großen Arkade fort.

Die Ereignisse von 1814 machten den Arbeiten ein Ende. Begreiflicher Weise fühlte die Restauration keinen besonderen Drang, sie wieder aufzunehmen. Es war sogar einen Moment die Rede davon, jede Spur des begonnenen Werkes zu vertilgen. Zum Glück trat der spanische Feldzug ein und da sich der Herzog von Angoulême vor Cadix mit Ruhm bedeckt hatte, kam man auf den Einfall, den begonnenen Triumphbogen zur Verherrlichung dieses in der Familie unerhörten Erfolges zu benutzen. Eine königliche Verordnung vom 9. Oct. 1823 befahl die Wiederaufnahme der Arbeiten, die von den Architekten Huyot und Goust geleitet werden sollten. Als Ersterer jedoch einen Entwurf einreichte, der von dem bisher befolgten Plane abwich und damit abgewiesen wurde, trat er zurück und Goust setzte den Bau unter der Oberleitung einer Commission fort, die aus Fontaine, Debret, de Gisors und Labarre bestand. Unter ihrer Leitung erhob sich der Triumphbogen bis zu den ersten Querbalken des Simses.

1828 trat Huyot wieder in Thätigkeit. Er ließ den großen Sims und den Kreuzbogen ausführen, der die Deck-Platten und die Ornamente der Wölbung tragen sollte.

Am 31. Juli 1832 wurde Blouet aufgefordert, das Denkmal, das dem Ruhme aller französischen Heere seit 1792 geweiht sein sollte, ohne Aufenthalt zu vollenden.

Unter Blouet wurden ausgeführt: die Attika, der große gewölbte Saal, die Dachsteinbelegung der Plattform, die Ballustrade und die Akroterie, die Pflasterung unter dem Hauptbogen und den Seitenbögen, die Umgebung des Monumentes, die Gaseinrichtung zum Erleuchten und Illuminiren des Bauwerkes, die Ornamente und die Inschriften.

Eine einzige Frage blieb ungelöst: die Frage, welche Gruppe auf der Plattform aufgestellt werden sollte. Man scheint endlich darauf verzichtet zu haben, und so bleibt der Triumphbogen ein Bauwerk, dem die Krone fehlt.

Die feierliche Einweihung fand am 29. Juli 1836 statt.

Die Verhältnisse dieses kolossalen Triumphbogens, des größesten, den es auf Erden giebt, sind folgende: Höhe 49 Metres 483 Millimetres (152 Fuß), Breite 44 Metres 820 Millimetres (137 Fuß), Tiefe 22 Metres 210 Millimetres (68 Fuß). Der große Bogen hat 29 Metres 420 Millimetres (90 Fuß) Höhe auf 14 Metres 620 Millimetres (45 Fuß) Breite; die kleinen Bogen haben 18 Metres 680 Millimetres (57 Fuß) Höhe auf 8 Metres 440 Millimetres (25 Fuß) Breite. Die Grundmauern haben 8 Metres 375 Millimetres (25 Fuß) Tiefe unter dem Erdboden und sind 54 Metres 560 Milli-Metres (168 Fuß) lang und 27 Metres 280 Millimetres (84 Fuß) breit.

Die Geldsummen, die der Bau gekostet hat, ergeben im Ganzen 9,651,115 Francs und 62 Centimes. Diese 62 Centimes sind rührend! — Die Vertheilung ist folgende:

Unter dem Kaiserreich verausgabt	3,200,713 Fr.	56 C.
Unter der Restauration	3,000,778 „	68 „
Unter der Regierung Ludwig Philipps	3,449,623 „	38 „
Summa	9,651,185 Fr.	62 C.

Aeußere Decoration. Der Triumphbogen nimmt die Mitte eines runden Platzes ein, von welchem zwölf Alleen ausstrahlen, die alle mehr oder weniger mit wahrhaft fürstlichen Besitzungen umgeben sind. Die Ausbreitung der Stadt nach dieser Richtung hin macht nur langsame Fortschritte und es ist vorauszusehen, daß Niemand von uns den Traum unserer Aedilen erfüllt sehen, d. h. den Triumphbogen als Mittelpunkt von Paris erblicken wird.

Von den beiden Hauptfronten, unter deren Bogen sich die große Avenue der Elysäischen Felder hinzieht, ist die eine nach den Tuilerien, die andere nach der Brücke von Neuilly gekehrt. Aber der größen Genauigkeit wegen wollen wir die vier Himmelsgegenden als Merkzeichen wählen. Den Norden nehmen wir im zweiten Pfeiler zur Rechten an — unter der großen Wölbung —; den Süden im ersten Pfeiler zur Linken; den Westen im zweiten Pfeiler zur Linken; den Osten im ersten Pfeiler zur Rechten.

Jeder dieser Pfeiler ist mit einer Sculptur-Gruppe von großen Dimensionen geschmückt (11 Metres 70 Centimetres hoch; die einzelnen Figuren 5 Metres 85 Centimetres).

Die Gruppe zur Rechten, an der den Tuilerien zugekehrten Fronte (östlicher Pfeiler) stellt den Ausmarsch (1792) dar und ist von Rude geschaffen.

Der Genius des Krieges (gewöhnlich wird er als die Marseillaise bezeichnet) ruft zu den Waffen und deutet mit der Spitze seines Schwertes auf den Feind.

„Wie! diese fremdem Heereshaufen
„Befehlen jetzt an unserm Heerd!

. . . .

„Die Waffen schnell zur Hand! Ihr Bürger schließt die Reih'n.
Voran! Voran!
„Der Feinde Blut soll unsre Schwerter weih'n."

Die Hauptfigur, in der Mitte der Gruppe, stellt einen Anführer dar, der seinen Helm erhebt, um die Bürger zusammen zu rufen. Ein junger Mann hat sich an ihn gedrängt und wird ihn nicht verlassen. Zur Rechten steht ein Mann von reiferen Jahren, der den Degen zieht und den Mantel abwirft, um ungehindert marschiren zu können. Hinter ihm steht ein Greis, der zu alt, um mitzukämpfen, dem Anführer, der ihn nicht mehr hört, seinen Rath ertheilt. Zur Linken sitzt ein Krieger, der den Bogen spannt. Hinter ihm bläst ein mit dem Panzerhemde bekleideter Streiter die Trompete. Noch mehr im Hintergrunde und mehr der Mitte zu zeigt sich der Kopf eines jugendlichen Reiters, der sein Pferd bändigt; über dem Ganzen weht die französische Fahne.

Diese Gruppe, die ein Meisterwerk ist, athmet das volle Leben, die Bewegung, den Enthusiasmus, den Ungestüm, die unbezwingliche Kampflust der Streiter von 1792.

„O Krieger des Jahr's II.! O Kämpfe, Epopöen!“ Diese Männer eilen zur Vertheidigung ihres Heimatlandes, das drückt der Marmor unverkennbar aus und eben so deutlich sagt er, daß nichts diesem Strome der Begeisterung widerstehen wird.

Die Gruppe zur Linken an derselben Fronte (südlicher Pfeiler), geschaffen und ausgeführt von Cortot, stellt den Triumph dar (1810). Der Kaiser, eine stehende Figur, nimmt die Mitte ein. Ihm zur Rechten steht eine Victoria, die ihm den Kranz aufsetzt. Zur Linken schreibt die Geschichte seine Großthaten nieder, die von der in den Lüften schwebenden Fama mit Trompetenschall verkündigt werden. Die besiegten Städte kommen, sich zu unterwerfen. Waffentrophäen sind an einer Palme (?) befestigt. Ein Gefangener in Ketten steht daneben.

An der der Brücke von Neuilly zugekehrten Fronte stellt die Gruppe zur Rechten (westlicher Pfeiler) den Widerstand dar (1814). Wir verdanken dieselbe dem Meißel des Bildhauers Etex.

Ein junger Krieger vertheidigt sein vom Feinde überfallenes Vaterland. Sein Vater, ein verwundeter Greis, umklammert seine Kniee; sein Weib, das ihr getödtetes Kind im Arme trägt, sucht ihn zurück zu halten. Im Hintergrunde stürzt ein zu Tode getroffener Krieger vom Pferde. Die symbolische Gestalt des Widerstandes schwebt über der Gruppe und treibt den jungen Mann zum verzweifelten Kampfe.

Die Gruppe zur Linken derselben Façade endlich (nördlicher Pfeiler), die ebenfalls von Etex geschaffen ist, stellt den Frieden dar (1815). Ein Krieger steckt das Schwert in die Scheide; zur Linken steht eine glückliche Mutter, von zwei Kindern umgeben; zur Rechten ein Mann, mit einer Pflugschaar beschäftigt. Im Hintergrunde bemüht sich ein in die Heimath zurückgekehrter Soldat, einen Stier zu bändigen, um denselben an den Pflug zu spannen. Der Stier ist colossal — zu colossal vielleicht. Ueber der Gruppe schwebt Minerva, als Beschützerin der Ordnung und Symbol des Friedens.

Die Bewegung, deren sich auch das kälteste Gemüth vor der Gruppe Rude's nicht erwehren kann, beeinträchtigt den Eindruck der drei Andern, soll uns aber nicht zur Ungerechtigkeit verleiten und unsere Augen für ihre Schönheiten nicht verschließen.

Zwischen dem Impost des großen Bogens und dem Sims befinden sich an jeder Haupt-Façade zwei Bas-Reliefs und eins an jeder Seiten-Façade.

An der Fronte nach den Tuilerien zu stellt das Bas-Relief zur Rechten (über dem Ausmarsch) das Begräbniß Marceau's dar, geblieben den 19. Sept. 1796 bei Hochsteinbach. Es ist von Lemaire.

Das zur Linken an derselben Fronte (über dem Triumph) stellt die Schlacht von Abukir dar (24. Juli 1799). Es ist von Seurre.

Das Bas-Relief zur Rechten an der Fronte nach Neuilly zu, ist von Feuchère und stellt den Uebergang über die Brücke von Arcole (5. Nov. 1796) dar. Das zur Linken an derselben Fronte, von Chaponnière, stellt

die Einnahme Alexandrien's dar (2. Juli 1798). Der verwundete Kléber ist deutlich zu erkennen.

Das Bas-Relief der rechten Seitenfronte, von Gechter, stellt die Schlacht von Austerlitz dar (2. Decbr. 1805). Die Episode des Teichs von Sokolnitz ist deutlich zu sehen. Der General mit dem Gewehr ist Friant.

Das Bas-Relief der linken Seitenfronte ist von Marochetti und stellt die Schlacht von Jemmapes (6. Nov. 1792) dar. Wir erblicken Dumouriez mit seinem Generalstabe, unter welchem sich natürlicher Weise auch der Herzog von Chartres befindet. Der Offizier zur Linken, der fortstürzt, um dem Feinde in der rechten Flanke anzugreifen, ist der Oberst Thévenot; zur Rechten wird ein östreichischer Offizier gefangen genommen.

Rings um den Fries des großen Simses zieht sich ein Bas-Relief, das auf der Fronte gen Paris und der Hälfte der Seitenfronten den Ausmarsch der Heere, auf der Fronte gen Neuilly und der andern Hälfte der Seitenfronte die Heimkehr derselben darstellt.

Die Verzierung des Simses wurde in sechs Theile getheilt und sechs verschiedenen Künstlern zugetheilt.

Die Mitte der Fronte nach Paris zu ist von Brun; die rechte Seite des Auszugs der Armeen ist von Laitié, die linke Seite von Jacquot.

Der mittlere Theil der Heimkehr des Heeres fiel dem Bildhauer Caillouette zu; die rechte Seite Seurre dem Aelteren; die linke Seite Rude.

Die Attika ist mit 30 Schilden verziert, deren jeder den Namen einer Schlacht enthält. 15 dieser Schlachten gehören der republikanischen Periode an, von Valmy bis Hohenlindau; 15 sind aus der Kaiserzeit von Ulm bis Ligny. Nur keine Eifersucht!

Innere Decorationen. Unter der großen Wölbung sind in den Giebelfeldern der kleinen Bogen die Artillerie und die Marine dargestellt. Die Artillerie von Bay, die Marine von Seurre dem Jüngern.

In der äußern Decoration hatten nur 30 Schlachten-Namen Platz gefunden. Begreiflicherweise hätte sich

der Patriotismus des französischen Volkes mit solcher kleinen Anzahl nicht begnügt. Das Bild „Frankreich, die Siegerin in hundert Schlachten" erfreut sich nicht umsonst so großer Beliebtheit. So hat man denn aus der Kriegschronik der ersten Jahre unseres Jahrhunderts die Namen von 96 bald mehr, bald minder bedeutenden Schlachten, Gefechten und Belagerungen ausgewählt, um das Innere der großen und kleinen Wölbungen damit zu schmücken. Man hat diese Namen in vier Gruppen getheilt, die den Kriegen im Norden, Süden, Westen und Osten entsprechen. Auch hier finden wir dieselbe Unpartheilichkeit der Auswahl, wie bei den Namen auf den Schilden der Außenseite. Von den 96 Namen in den Wölbungen gehören 48 der republikanischen Periode an.

Nach den Siegen mußten aber auch die Namen derer genannt werden, welche zu denselben beigetragen haben.

384 Namen von Feldherren, Marschällen, General-Lieutenants, Divisions-Generälen ꝛc. sind unter den Wölbungen eingeschrieben. Auch mehrere Brigade-Generäle und Obersten, die auf dem Schlachtfelde geblieben, sind darunter aufgenommen.

Seit der Einweihung des Triumphbogens hat man noch einige vergessene Namen nachgetragen, u. A. den des Generals Joseph-Leopold-Siegbert Graf Hugo, des Vaters unseres großen Dichters. Die Beredsamkeit, mit welcher Letzterer diese Auszeichnung für den Vater reklamirte, ist uns allen gegenwärtig.

Unter den Namen der tapfern Krieger sind die der Armeen eingeschrieben, welche Frankreich auf den verschiedenen Kriegstheatern unterhalten hat. Darüber befinden sich 4 Bas-Reliefs, die in allegorischen Figuren und Ornamenten die Attribute der Siege im Norden, Osten, Süden und Westen darstellen. Der Norden ist von Bosio dem Neffen; der Osten von Walcher; der Süden von Gérard; der Westen von Elpercieux.

Wir hoffen, daß wir nichts vergessen haben.

Der Triumphbogen de l'Etoile hat die verschiedenartigsten Züge an seinem Fuße vorüberkommen sehen.

Am 1. April 1810, als Marie-Louise in Paris einzog, hatte man dem Denkmal, dessen Mauerwerk kaum aus der Erde hervorsah, durch Holzgerüste und gemalte Leinwand den Anschein von dem zu geben gewußt, was es nach seiner Vollendung sein sollte.

1824 fand eine andere Festlichkeit statt. Der Herzog von Angoulème kam, an der Spitze seiner Truppen, aus Spanien zurück.

Den 4. Juni 1837 hielt die Prinzeß Helene von Mecklenburg ihren Einzug.

Den 15. Decbr. 1840 Ankunft der Asche Napoleons.

Den 3. August 1842 Begräbniß des Herzogs von Orléans.

Am 20. April 1848 wurden am Fuße des Triumphbogens de l'Etoile an das Heer und die National-Garde von der provisorischen Regierung der Republik Fahnen vertheilt. In der Geschichte der Februar-Revolution von Daniel Stern muß man die Beschreibung dieses schönen Tages lesen, um einen Begriff von der freudigen Begeisterung eines freien Volkes zu gewinnen!

Der Triumphbogen de l'Etoile ist vor allen Dingen ein National-Denkmal. Wenn es an unsern Eroberungs-Krieg erinnert, so erinnert es auch an den Befreiungs-Krieg und die Idee des Vaterlandes ists, die strahlend daraus hervorleuchtet. Was wir vor allem an dieser Siegespforte sehen, die auf kaiserlichen Befehl erbaut wurde, ist — Dank dem Genius Rude's — das Bild einer heldenmüthigen Nation, die sich für ihre Unabhängigkeit erhebt.

Das Panthéon
von
Edgar Quinet.

I.

Im Jahre 450 lebte zu Nanterre eine Schäferin, die sich mit Weissagen abgab. Als Attila heranzog, verkündigte sie, daß der Barbar Paris keinen Schaden zufügen würde. — Die Bewohner, welche die Hand der Prophetin nur mit einem Schäferstabe bewaffnet sahen, hielten sich für verrathen und wollten sie steinigen. Aber als die Ereignisse ihre Worte bestätigten und der Schäferstab sich stärker erwies, als der Hammer Attila's, machten die Pariser das Schäfermädchen zu ihrer Heiligen und Schutzpatronin. Diese erste Johanna d'Arc, die dem Scheiterhaufen glücklich entging, hieß Genovefa.

Dies ist die Legende, die der Baumeister Soufflot um die Mitte des 18. Jahrhunderts in Stein zu kleiden beauftragt wurde. Den ersten Stein legte Ludwig XV. im Jahre 1764, wenige Tage nach dem Tode der Frau von Pompadour. Aber wo war ein Zusammenhang zwischen dem 5. Jahrhundert und dem 18., zwischen Attila und Ludwig XV., zwischen der heiligen Genovefa und Frau von Pompadour, zwischen den Parisern Chilperichs und den Parisern der Encyclopädie." War es möglich, sie in einem Gedanken zu vereinigen? war es noch dasselbe Volk und derselbe Glaube? Gab es im Gebiet der Kunst eine Formel die dehnbar genug war um die Endpunkte der Zeiten: Barbarei und raffinirte Civilisation, Hunnen und Encyclopädisten, Glaubensfreudigkeit und Scepticismus, Legende und Philosophie in einem Bauwerk zusammen zu fassen? und vermochte die Architectur einem Volke gleichzeitig das Bild seiner Kindheit und seines Mannesalters darzustellen?

Dies war das Problem, dessen Lösung gefunden werden mußte, als der Geist des 18. Jahrhunderts den

Bau einer Kirche unter dem Patronat der merovingischen Schäferin anordnete. Mit der Lösung dieses Räthsels stand die Größe der ersten Conception im engen Zusammenhange. Aber die schon an und für sich fast unausführbare Aufgabe, war es noch viel mehr zu Ende der Regierung Ludwigs XV.

Der Baumeister Soufflot kümmerte sich nicht im Mindesten um die ferne Vergangenheit. Wie alle Männer seiner Zeit ging er lediglich vom Abstrakten aus. Was er am vollständigsten übersehen hat, ist das historische Material zu seinem Bau und was sich am wenigsten darin darstellt, ist die Heilige und Schutzherrin, der es geweiht wurde. Dies ist eine der Ursachen, warum das Gebäude beim ersten Anblick kalt läßt. Es hängt nicht mit der Vergangenheit zusammen; das alte Frankreich ist völlig davon abgetrennt.

Soufflot war außer Stande sein Bauwerk auf die Legende zu gründen. Er hat im hellen Lichte seiner Zeit gelebt: nicht unter den Chroniken des Mittelalters, sondern mit Montesquieu, Rousseau, Buffon und Voltaire, diesen vier Grundpfeilern der Aufklärung. Ueberall im Werke Soufflots ist der Geist dieser Männer zu spüren. Vergebens suchen wir nach der künstlichen Dunkelheit gothischer Spitzbogen; nirgend können wir der Forschung entgehen; das ganze Gebäude ist gleichsam in das Licht des 18. Jahrhunderts eingetaucht. Dasselbe umfluthet die Kolonnade, steigt empor und schimmert unter der Kuppel: selbst in die Grüfte begleitet uns dieser Lichtstrahl des Geistes. Wenn das Gebäude überhaupt einen Charakter hat, so ist es der, aus Licht gebaut zu sein. Wo aber ist, inmitten dieser Klarheit der Altar des Mysteriums? Ich sehe keinen Platz dafür.

Eben so wenig als um die Tradition hat sich der Baumeister um die Anforderungen des Kultus gekümmert. Was er unternommen, war ein Wettstreit — nicht mit dem Glauben vergangner Jahrhunderte, sondern mit der Kühnheit späterer Zeiten. Die Idee zum Panthéon von Paris — wir dürfen das nicht vergessen — hat

er in Rom beim Anblick des Doms von Michel Angelo gefaßt. Ein Wettstreit mit Michel Angelo? Sicherlich! — War es doch, seit sich die Kuppel der Peterskirche, den Gedanken eines ganzen Jahrhunderts beschirmend, in die Lüfte erhob, den Ehrgeiz jedes Baumeisters einen eben so stolzen Dom zu schaffen. Hatte sich nicht das ganze 15. Jahrhundert unter die Kuppel der Santa Maria del Fiore zu Florenz, das 16. unter die von St. Peter geflüchtet und hatte nicht später der Geist der drei englischen Königreiche in der Londoner Paulskirche Zuflucht gefunden? Soufflot hat dem Geiste seines Jahrhunderts eine ähnliche Stätte bereiten wollen.

Er hat sogar noch mehr gewagt. Die stolze Kuppel, die Brunelleschi, Michel Angelo und Wren auf feste Unterbaue gegründet, wollte Soufflot, mit der Kühnheit oder dem Leichtsinn seiner Zeit, nur von 4 Säulen tragen lassen. Aber sie gaben nach; ihre Kraft versagte; man mußte ihnen zu Hülfe kommen und sie durch schwere Pfeiler unterstützen. Trotzdem hat das Gebäude nicht gelitten; es steht noch heute aufrecht da und macht den Eindruck großer — wir fügen hinzu, glücklicher Kühnheit.

Wenn der Baumeister irgend einmal an die heilige Genovefa gedacht hätte, wäre er vielleicht darauf gekommen, etwas von der Einfachheit der alten romanischen Kirchen beizubehalten. Vielleicht hätten wir dann die Vorhalle einer alten Basilika wiedergesehen und bescheidene romanische Wölbungen, die sich nur schüchtern zu heben wagen, hätten die Hauptkuppel gestützt und gleichsam eingeführt.

Was mich betrifft, so hätte ich auch gewünscht, den Schäferstab und die Spindel Genovefa's, mit dem Hammer Attilas vereinigt als Ornamente des Mauerwerks benutzt zu finden. Aber nichts von Dergleichen! — bei den ersten Schritten schon umgiebt uns die Pracht korinthischer Bauten.

Welch' ein Peristyl! Kann diese Halle zu einer Schäferin führen? wie müßte ihr am Fuße dieser stolzen Säulen zu Muth sein! könnte sie sich in den Canne-

lirungen derselben verbergen, wie in den Höhlungen eines alten Baumes? und was soll ihr der Luxus dieses Porticus? kann sie hier von ihrer Hütte träumen und von ihren Schafen? wozu bedarf sie dieser in die Wolken reichenden Colonnade? und ist wohl diese Wölbung für die frommen Gesänge einer Hirtin gemacht? Weit eher scheinen sie geeignet, von den Liedern eines Tyrtäus oder von einer Marsaillaise zu wiederhallen.

Nein, dies ist nicht das Haus einer Schäferin. Was hat der Baumeister im Sinne gehabt? Für welchen Gott hat er diese Säulen und diesen Dom errichtet. Ist es ein Tempel der Natur, der Wissenschaft, des Geistes? Niemand hat diese Frage zu beantworten gesucht, so lange das alte Regime am Ruder blieb. Das Monument der heiligen Genovefa war ein Räthsel, das selbst der Architekt nicht zu lösen vermochte. Niemand konnte sagen, welchem unbekannten Gotte dieser neue Altar erbaut worden war und nachdem man sich eine Weile über die Kühnheit der Soufflot'schen Kuppel hin und her gestritten, hörte man überhaupt auf, davon zu sprechen. Das 18. Jahrhundert ging zu Ende und das größte Bauwerk, das es errichtet, blieb — da es sich keinem der Zeitbedürfnisse anschmiegte — dem alten Frankreich fremd, daß ohne Aufmerksamkeit und ohne Verständniß an ihm vorüberging. Keine Feierlichkeit der alten Monarchie ist mit seinem Namen verknüpft. Wie es die Stadt überragte, so schien es ihr auch fern zu liegen und glich in seiner entlegenen Vorstadt, nahe der Ringmauer, einem Tempel inmitten der Wüste.

Wer aber hat den Sinn dieses Stein-Räthsels aufgefunden? Wer ihm den rechten Namen gegeben? Die französische Revolution hat es gethan und der Tod Mirabeau's war die Veranlassung. Am 4. April 1791 hatte die Constituirende Versammlung diesem großen Todten gegenüber eine großherzige Inspiration. Sie suchte ringsumher nach einem Orte, wo sie die Ueberreste ihres großen Redners zur Ruhe tragen könne; erhob den Blick zur heiligen Genovefa nnd entdeckte

mit wunderbarem Verständniß, daß diese Kirche ein Tempel des Ruhmes ist. Die Begeisterung ersetzte in ihr die Kunstempfindung; sie erkannte, was selbst der Baumeister nicht begriffen, daß er im Voraus dem ruhmwürdigen Todten eine Ruhestätte geschaffen, die sich einer bisher noch unbekannten Gottheit, der Freiheit hingegeben. In patriotischer Begeisterung gab die Versammlung dem Bauwerk einen neuen Namen, das damit zum ersten Male Sinn und Seele zu empfangen schien: sie nannten dasselbe Panthéon.

Sobald die Kirche zum Ruhmestempel umgewandelt war, erschien Alles erklärlich. Jetzt war die weite, einem Forum gleiche Halle nothwendig, denn hier mußte das Volk über die Todten zu Gericht sitzen. Diesen Todten zu Ehren stiegen die Säulen so hoch empor; ihnen zu Ehren ragte die Kuppel wie eine Krone über Paris hinaus. Nicht eine Schäferin, sondern Frankreich, das Vaterland sollte hier in seinen großen Männern die Apotheose empfangen. Was für die Hirtin von Nanterre ein tadelnswerther Luxus gewesen, erschien als berechtigt für die Auserwählten des Ruhms — denn welche Säulen waren hoch, welche Kränze reich genug um die zu feiern, denen das Vaterland alle Ehren der Erde schuldete? Alle Fehler, die man der Kirche zum Vorwurf gemacht, gestalteten sich zu Schönheiten im Panthéon.

Um es einzuweihen, wurde Mirabeau hingebracht. Er sollte der erste Bewohner in diesem Palaste menschlichen Ruhmes sein. Und wer hätte nicht geglaubt, daß der große Todte auf immer Besitz daran genommen? — Wer ist je wie er noch lebend zur Unsterblichkeit eingegangen? Welch' Beifallsgeschrei erschallte überall wo der Sarg vorüber kam: welch Gefolge bestehend aus einer ganzen Nation! Mirabeau soll der erste Bewohner dieser Grüfte sein! — Möge er voll von Vertrauen auf die Nachwelt in Frieden schlafen! Ein ganzes Volk wird Hüter seiner Asche sein.

So sah Frankreich damals in die Zukunft. Als die

Constituirende Versammlung die letzten Kränze auf dem Sarg Mirabeau's niederlegte, sah sie im Geiste schon eine lange Reihe großer, noch unbekannter Bürger, die alle unter diesen Gewölben schlafen sollten. Sie glaubte, daß es der höchste Ehrgeiz kommender Geschlechter sein würde, einen Platz in diesen Katakomben des neuen Frankreich zu erringen. Jeder von ihnen fühlte sich bereit, für seine Sache mit Freuden zu sterben und so fanden sie es schön, dem Tode ein prachtvolles Denkmal zu bereiten — dem Tode, den sich jeder damals heldenhaft, heiter, umgeben von den Kränzen und Segenswünschen der Erde vorstellte. In dieser begeisterten Auffassung der Zukunft drückte die Constituante dem Panthéon das Siegel ihres Grußes auf durch die Inschrift:

„Den großen Männern das dankbare Vaterland."

Illusion! Chimäre! Traum, der nur einen Tag gewährt! — ich weiß es wohl, aber doch kenne ich nichts, was die geistige Höhe Frankreichs in der ersten Stunde seiner Regeneration besser bezeichnete. Es erschien so natürlich, auf die großen Nachkommen zu zählen, die ja kommen und sich den Eingang dieser Grüfte erringen mußten. Die Herzen waren damals so groß und rein! man vertraute so fest auf ein Heldengeschlecht der Zukunft, dem ein auserwählter Platz im Tode als schönster Lohn galt. Große Zeiten glauben an große Männer — kleine Zeiten glauben und verstehen nur das Kleine. Damals stellte man den verödeten Königsgräbern von St. Denis eine Nekropolis großer Bürger entgegen.

Die Hauptschönheit des Panthéon ist, daß ihm Paris zu Füßen liegt und daß er selbst dem Volke beständig vor Augen steht. Dies war den Männern der Revolution nicht entgangen. Die Errichtung eines Panthéon's war ihrer Ansicht nach kein Werk politischer Eitelkeit; sie schufen damit vielmehr ein Denkmal, das durch die Erinnerung an die großen Todten zur Erziehung der Nation beitragen sollte. Von allen Seiten der Stadt

konnten sich die Augen diesen Grüften zuwenden, welche die ewig fortlebende Seele Frankreichs umschlossen. Die Todten sollten hier ihren Lohn finden und die Lebenden einen Wegweiser in die Zukunft. Am Eingange der Revolution stand dieser strahlende Leuchtthurm des Todes, um den Pfad zu erhalten, und die Wohnung der Todten erweckte in dem Volke, das sich zu ihren Füßen drängte, die Hoffnung, den Muth und, wenn nöthig, die Reue.

II.

Was verstand die Constituante unter dem Ausdruck: große Männer? — Mit allen ihren Interessen der Zukunft zugewendet, konnte diese Versammlung in ihrem Panthéon nur wenig Männer des alten Régime zulassen. Sie konnte — auf die Gefahr hin, sich gegen das Frankreich von ehemals undankbar zu beweisen — meiner Ansicht nach nur einige wenige Größen des Friedens und der Wissenschaft auserwählen. Vielleicht, um die Vergangenheit nicht auch in denen zu verleugnen, die zuerst an der Zerstörung des Alten gearbeitet — l'Hospital, Descartes, Fenélon. Ich glaube kaum, daß ihr darum zu thun war, ihre Ahnen aufzufinden; die Gegenwart genügte ihr und ihre Absicht war, weniger das Vergangene zu feiern, als das Zukünftige heran zu ziehen.

Welche Männer waren es nun aber, gegen die nach dem Geiste von 1789 das Vaterland die Schuld der Dankbarkeit abzutragen hatte? — ich will versuchen, diese Frage zu beantworten.

Pflanzen und Thiere hat man nach allgemeinen Merkzeichen klassificirt und hat eine Stufenleider der Organisationen aufgestellt, nach welchen man sie in der Ordnung aufzählt, die von der Natur selbst angegeben scheint. Wer aber wird uns eine Klassifikation der großen Männer geben? Wo ist der Linné, der uns sagt, nach welcher Ordnung wir sie einzureihen haben, wer unter ihnen der Erste und der Letzte ist? — Wenn

wir die Zeiten des Verfalls befragen, ist die Antwort leicht; in solchen Zeiten ist der Stärkste auch der Beste; jeder Mann, der Andere unterdrückt, ist groß.

Das Urtheil von 1789 lautete anders. Hätte man der constituirenden Versammlung die Frage vorgelegt, so würde sie die großen Männer je nach dem Maße von Gerechtigkeit classificirt haben, welche durch sie in der Welt Eingang gefunden. Sie hätte den als den Ersten bezeichnet, der das Ideal des Rechts am besten personificirt und dasselbe durch seine Thaten am besten vertheidigt. Erst nach ihm wären die Männer der Aufklärung gekommen, die mit Hülfe der Philosophie neue Wahrheiten aufgefunden, sowohl im Menschenleben wie in der Natur — und diesen würden sich die Männer angereiht haben, welche in Kunst und Poesie die Zierden ihres Jahrhunderts geworden. Die constituirende Versammlung, deren ganzes Sein im politischen Leben wurzelte, hätte wie Plato den Dichtern und Künstlern nur den dritten Platz in ihrem Panthéon eingeräumt. Für die Männer des Lärms und der Waffen aber, die keinen bürgerlichen Beruf erfüllen, empfand sie eine so geringe Vorliebe oder vielmehr eine so entschiedene Abneigung, daß ich fürchte, sie würde nur eine kleine Anzahl derselben in ihr Denkmal aufgenommen haben, welches vor allem bestimmt war, ein Denkmal der Freiheit und Humanität zu sein.

Dies ist denn auch der einzige Punkt, der ein gewisses Verständniß zwischen der beginnenden Revolution und der heiligen Genovefa ermöglicht hätte. Durch den friedlichen Stab der Hirtin war Attila besiegt und jetzt nach 13 Jahrhunderten sollte Jeder, der die Barbarei mit den friedlichen Waffen des Gedankens und der Wahrheit bezwang, ein ewiges Bürgerrecht in den Hallen des Panthéon erlangen.

Die Constituante würde die Thore desselben für Jeden weit geöffnet haben, der als Repräsentant des Guten, Wahren und Schönen erschien; sie hätte diese Thore vor Jedem verschlossen, der sich seines Ruhmes

bediente, um Andere zu unterdrücken; vor Jedem, der nur als Repräsentant der siegreichen Gewalt erschien — denn die Versammlung wußte, daß das Volk die Anbetung der Gewalt nicht erst zu lernen braucht. Sie war der Ansicht, daß diejenigen, welche sich der Gewalt bedienen, dieselbe fast immer gemißbraucht haben und daß sie — ihren Herrschergelüsten folgend — ihren Lohn schon im Leben genossen. Indem sie diese Gewaltigen vom Panthéon des neuen Frankreich ausschlossen, machten sie dasselbe in Wahrheit zu einem Denkmal des neuen Zeitgeistes, der das Schwert zwang, dem Gedanken zu weichen. Den Ansichten jener Zeit zufolge würden die Männer des Krieges nur an den Dom und das militärische Kloster der Invaliden Anspruch haben — den Tempel des Friedens aber müssen sie den Männern des Friedens überlassen.

In allen Ruhmeshallen früherer Zeiten herrscht noch der Ueberrest von Barbarei, daß die ersten Plätze den Eroberern eingeräumt wurden. Hier würde der neue Grundsatz aufgestellt worden sein, die Eroberer auszuschließen und allen Ruhm nur denen zuzusprechen, die ihre Thaten ohne äußere Hülfsmittel, d. h. mit ihrer Geisteskraft vollführt. Welche Lehre hätte für unser Volk — das jeder Zeit der Gewalt gehuldigt — in dieser Nichtachtung der Macht, diesem Kultus des Rechts gelegen! Auf diese Weise würde das Panthéon wirklich zum Denkstein der neuen Aera geworden sein, wie es — während jener Morgenröthe der Gerechtigkeit — häufig bezeichnet und angesehen wurde.

Ob das Mißtrauen der constituirenden Versammlung gegen die offene Gewalt durch die Ereignisse gerechtfertigt worden ist, oder nicht, möge die Nachwelt entscheiden; aber loben müssen wir den Bildhauer David, daß er durch sein Fronton die Grundidee der Stifter des Panthéon so gut zum Ausdruck gebracht hat. Die berühmten Männer, die er als Repräsentanten der neuen Welt auf seinem Bas-Relief vereinigt, sind fast alle waffenlos und gehören dem Civil-Stande an. Ich

sehe nur ein einziges Schwert in ihrer Mitte. Wäre auch dies Eine nicht vorhanden[1], so würde die Lehre nocht deutlicher sein.

III.

Wer waren nun aber die Männer, denen die Constituante nach Mirabeau die Ehren des Panthéon zuerkannte? welche Berühmtheiten hat sie unter den Männern des alten Frankreich auserſehen, um ihn als Gefährten zu dienen? Durch die Wahl derselben empfing das Gebäude für immer ein bestimmtes Gepräge, denn durch sie wurde entschieden, ob es die politische, auf Kosten der Gerechtigkeit, mit Blut erkämpfte Macht — die Allgewalt der Waffen war, die man hier auf den Thron zu heben gedachte. Wurde Richelieu gewählt? oder Condé? oder Turenne? oder Karl der Große? Keiner von diesen — sondern Voltaire und dann J. J. Rousseau. So war denn dem Panthéon das Siegel der Aufklärung aufgedrückt und zwar mit solcher Deutlichkeit, daß es hinfort unmöglich wurde, dasselbe zu verlöschen.

Am 10. Juli 1791 wurden die Ueberreste Voltaire's, die bisher auf einem stillen Dorfkirchhofe geruht, im Panthéon beigesetzt. Es war, als ob der Geist des 18. Jahrhunderts, der Geist der modernen Civilisation von seinem Tempel Besitz nähme und dieser antike Wagen mit seinen Bronze-Rädern, diese zwölf weißen Rosse, dies Gefolge von Männern in römischer Tracht erscheinen gleichsam wie ein letzter Versuch, sich den Leidenschaften des Tages zu entreißen. Es war schon nicht mehr die tragische Einfachheit des Mirabeau'schen Leichenzuges. Die Gemüther waren mit der Flucht des Königs und der jammervollen Rückkehr von Varennes beschäftigt. Drei Tage später sollte das zweite Föderations-Fest gefeiert werden. Zwischen diesen beiden Tragödien gönnte sich Paris einen langen Feiertag voll glückseliger Heiterkeit, indem es mit allerlei Aufzügen und Scenen

die Apotheose Voltaire's beging. Die erste Rast hielt der Zug mit dem Standbilde des großen Todten auf dem Bastillen-Platze. Die ganze Stadt schien ihm zuzurufen: „sieh her, so haben wir dich gerächt!" und die französische Revolution, die für den Augenblick Ruhe und Vertrauen wiedergefunden, schien gleichsam verklärt vom Lächeln Voltaire's. In alle Seelen hatten sich Klarheit, Gerechtigkeit, Mäßigung ergossen. Für diesen einen Tag verscheuchte Voltaire's Blick alle Unsicherheit, allen Zorn, alle Befürchtungen, alle Schrecknisse und man fühlte sich des Sieges gewiß, da man Voltaire, diesen Bürger der Wahrheit und Unsterblichkeit, gewonnen.

Ganz anders war der verspätete Triumphzug Rousseau's, dessen Leiche erst am 11. October 1794 im Panthéon beigesetzt wurde. Wie viel war nicht in dieser Zwischenzeit geschehen! der Abschnitt von drei Jahren schien ein Jahrhundert zu umfassen. Die Ueberreste Marat's (wer sollte für möglich halten, daß sich für einen Moment die Reaction hinter dieser Apotheose verbarg!) — die Reste Marat's waren im Panthéon erschienen und hatten Mirabeau daraus verjagt, weil er des Einverständnisses mit dem Hofe bezüchtigt und überführt war. Jetzt erschien J. J. Rousseau — wie eine Reinigung nach diesen Profanationen. Wo aber war die Glaubensfreudigkeit der ersten Zeiten geblieben? man hatte gelernt, auch dem Größesten zu mißtrauen; man fürchtete, daß noch immer unter der Decke des Todes irgend ein fürchterliches Geheimniß verborgen liege, das den Apotheosen Hohn spräche — und doch, wie war es möglich, an Voltaire, an Rousseau zu zweifeln! Nach dem Sturme waren sie da, vereinigt und versöhnt, unsterbliche Ehrengäste der Revolution, deren Tempel sie hüteten. Sie blieben allein, als der Festtumult verklungen war, aber sie genügten, um das Panthéon zu füllen und wer durfte wagen, sie daraus zu entfernen?

Die Revolution war beendigt — so glaubte man wenigstens — und doch verlangte Niemand für irgend

einen Führer derselben Aufnahme im Panthéon. Noch weniger hätte man zu verlangen gewagt, daß die Häupter der entgegengesetzten Parteien neben einander in demselben Steinbette ruhen sollten. Man schien fast zu fürchten, daß die Todten wieder aufwachen könnten, und daß der Kampf zwischen ihnen aufs Neue entbrennen möchte. Die Revolution, die den großen Männern einen Tempel geweiht, überließ — entweder aus Bescheidenheit oder aus Haß — der Zukunft die Aufgabe, denselben zu bevölkern. Das Panthéon wurde gleichsam ein Denkmal der Erwartung, ein Ausdruck des Hoffens auf ferne Zeiten, auf künftiges Glück, ein Symbol des zur Religion gewordenen Bürgergeistes, einer Religion, welche Krone und Heil des öffentlichen Lebens sein sollte.

So war denn das Gebäude ein Janustempel mit doppeltem Gesicht; das Eine der Vergangenheit, das Andere der Zukunft zugewendet und es wechselte den Namen je nach der Verschiedenheit der Zeiten: bald Kirche, bald Tempel, bald Panthéon, bald Saint-Geneviève, könnte schon dies Gebäude allein die Frage beantworten, ob die Revolution besiegt oder siegreich war.

Das Kaiserreich schien das Panthéon vergessen zu haben; plötzlich aber ließ Napoleon einen seiner tapfersten Krieger, den General Lannes, darin beisetzen. Wäre das Volk befragt worden, so hätte es sicherlich diesem Feldherrn auch noch Hoche, Kléber, Marceaux und St. Joubert als Zeltkameraden beigegeben. Aber Lannes blieb einsam und so zu sagen fremd in diesem Aufenthalt des Friedens. Was lag überhaupt an einer Leichenfeier, die nur von dem Belieben und der Gunst eines Fürsten abhing? Der Nimbus des Panthéon erblich, als man Voltaire und Rousseau, dunkle Namen, zugesellte, Würdenträger eines Tages ohne Bedeutung für die Zukunft. Die Bezeichnung blieb, die Idee ging verloren. Es war nicht mehr Sainte-Geneviève und nicht mehr das Panthéon, sondern ein Ding ohne Seele, eine verfallene Größe, die leere Gruft einer todten Revolution.

Der Restauration genügte das noch nicht, und so wie in andern Dingen, ließ sie sich durch ihren Haß mit leiten. Gerade dadurch, daß sie dem Panthéon den Namen zurückgab, den es unter dem alten Regime geführt, gab sie ihm seine politische Bedeutung wieder. Das Volk, das an Worten hängt, begann sich an diese Mauern anzuklammern, als es sah, daß sie ihm streitig gemacht wurden, und indem die Restauration die Inschrift: „den großen Männern" vernichtete, schien sie auch die Hoffnung auf solche Männer ertödten zu wollen. Anstatt sich dieser Werke wie eines Schutzmittels zu bedienen, machte sie dieselben zu einer Waffe gegen sich selbst und es war ihr Glück, daß man damals nicht erfuhr, wie weit sie die Wuth der Selbstvernichtung getrieben.

Sie ging aber so weit, daß sie die Särge Voltaire's und Rousseau's zu öffnen wagte, ihre Ueberreste herausreißen, in Säcke packen und in, ich weiß nicht, welche Kloake, in der Nähe der Seine, werfen ließ. Das waren die Repressalien der Restauration für die erbrochenen Königsgräber von St. Denis. Wer mag sagen, was geschehen wäre, hätten wir sie damals auf frischer That ertappt. Aber mit einer Vorsicht, die sie sonst nicht zu beobachten pflegte, vollbrachte sie dies Werk der Finsterniß unter dem Schleier der Nacht. Das Geheimniß dieses Sieges über ein paar Todtengebeine blieb so gut bewahrt, daß es erst in unsern Tagen, inmitten der Gleichgültigkeit, die uns zur Gewohnheit geworden, enthüllt ist. Dreißig Jahre lang hat man die leeren Gräber besucht. Aber das Geheimnißvolle der That, das Schweigen, die Furcht der Thäter sind unsere Entschuldigung. Man darf uns wenigstens nicht den Vorwurf machen, daß wir wissentlich auch die Asche, wie die Ideen, unserer großen Männer in alle Winde zerstreuen ließen.

IV.

Dies also war das Ende des schönen Traumes der constituirenden Versammlung, des Traumes von der Erziehung des Volkes zur Freiheit durch die geheiligte Erinnerung an seine besten Bürger. Die constituirende Versammlung und der Convent hatten aber bei ihrer Schöpfung nicht allein eine Reihe unterirdischer Gräber im Sinne gehabt, sie wollten das Panthéon durch Kunstwerke aller Art: Bas-Reliefs, Statuen, Fresken und Gemälde zu einem Campo-Santo, einem Santa-Croce, einem Westminster Frankreichs machen. Hätte nicht David's „Schwur im Ballsaale" unter dieser Kuppel eine noch höhere Bedeutung erlangt und hätte man hier alle feierlichen Eide des Volkes in Marmor eingegraben oder in Farben der Mauer aufgedrückt, so würden sie nicht vom ersten Windhauch entführt sein und hätten den Tag überdauert.

Die ernste Auffassung des Lebens, das zum Zeugniß Aufrufen des Todes war eine der größten Ideen der Revolution. Sie ist es denn auch, die am vollständigsten vernichtet wurde, die uns am fernsten liegt, uns am unverständlichsten geworden, uns weiter als jede andere von 1789 scheiden, die am besten beweist, wie verschieden wir von dem Geiste jener Tage sind und von welcher Höhe wir herabgestiegen.

Einem idealen Wesen, dem Vaterlande, dienstbar sein und keinen andern Lohn begehren, als die Dankbarkeit der künftigen Geschlechter — wer ließe sich heutzutage auf solchen Handel ein? wer hätte nur die Fähigkeit, ihn zu begreifen? Der Mann, der uns dergleichen vorzuschlagen wagte, würde des Mysticismus beschuldigt werden.

Der Gedanke, den Blick über das gegenwärtige zu erheben, im Anblick des Grabes den Antrieb zum Handeln, in einem schönen Tode den Antrieb zu schönen Thaten zu finden, und den Lohn des Lebens im Wetteifer mit dem Guten und Großen, und in den Ehren

des Begräbnisses zu suchen, — dieser Gedanke und Alles, was damit zusammenhängt, ist aus der Seele der Menschen verschwunden. Es ist sogar schwierig, ihn zum Verständniß zu bringen, denn er steht uns so fremd und feindlich gegenüber, daß selbst die Sprache den Dienst verweigert, wenn es gilt, dergleichen in Worte zu fassen. Diese Ideen sind gestorben — ich kann es nicht verkennen, nicht ableugnen; aber sind wir gewiß, daß sie nie wieder auferstehen?

Ist es möglich, daß zwei leere Gräber, deren Asche in alle vier Winde zerstreut worden, Alles ist, was Frankreich seinem großen Todten zu bieten vermag? Ist das *dankbare Vaterland* nur die lügenhafte Inschrift eines Grabsteines? Warum sollten wir nicht auch unser Westminster, unser Campo-Santo haben? Frankreich hat zwar nicht — wie die Pisaner — Schiffe voll heiliger Erde vom Grabe des Erlösers mitgebracht. Aber hat es nicht in allen Theilen der Welt genug des edelen Staubes aufgewühlt, um seine Todten würdig bestatten zu können?

Wer möchte etwas dagegen einwenden, wenn sich die heilige Genovefa und Johanna d'Arc, L'Hospital und Turgot, Descartes und Montesquieu, Voltaire und Rousseau, Hoche und Vauban, Buffon und Laplace, Cuvier und Geoffroy Saint-Hilaire in diesen Hallen die Hände reichten? Zu welchen Panathenäen-Zügen würden sich Zeiten und Jahrhunderte auf diesen Mauern vereinigen, versöhnt durch die Vermittlung jener großen Gestalten, die — was auch geschehen mag — niemals sterben werden. Und auch für die, welche ohne zum Ruhm zu gelangen, unseres Andenkens werth sind, würde sich im Hain eine Inschrift finden. In unsern Tagen wird jedoch Alles — Dinge und Menschen — von der Gleichgültigkeit erfaßt und herabgezogen. Wohl nie — so lange die Erde steht — haben die Menschen eine so große Fähigkeit des Vergessens und so große Aussicht gehabt, selbst vergessen zu werden.

Man sagt vielleicht, unser Verlangen nach Gleichheit

wäre so mächtig, daß wir uns gegen die Auszeichnung des Grabes sträuben, und die Ehrengäste des Panthéon verabsäumen. Diese Behauptung ist jedoch nicht stichhaltig, denn überall sehen wir unbedeutenden Männern Bildsäulen und Büsten errichten, wozu aus Eitelkeit oder Schmeichelei auch die Municipalitäten häufig beitragen. Warum sollt' es also nicht zeitgemäß sein, daß unsern Größesten und Besten — wie im Bewußtsein der Nation, so auch irgendwo sichtbar — vereinigt würden? würde sicher nicht ohne Nutzen für uns sein, sie von einem Jahrhundert ins Andere mit einander verkehren zu sehen.

Meint Ihr, es wäre gleichgültig, daß sich in Santa-Croce Galilei und Dante, Macchiavell und Michel Angelo zusammengefunden? oder daß Fox und Pitt, Sheridan und Lord Chatham im Westminster neben einander liegen? Sollten diese Bündnisse im Marmor und im Tode für die Lebenden ohne Bedeutung sein? Was mich betrifft, so muß ich gestehen, daß ich bereit wäre gegen Mirabeau Gnade zu üben. Meiner Ueberzeugung nach sind seine Ueberreste durch den 73jährigen Aufenthalt in der Cloake von Clamart genug gestraft — ich würde dafür stimmen, ihn auf seinen Ehrenplatz zurück zu tragen, und würde ihm keine andere Strafe auferlegen, als die, das Bild der Redlichkeit und Gewissenhaftigkeit, in seinem Gegner und Richter La Fayette, beständig vor Augen zu haben.

Es würde mir ferner eine Genugthuung sein, Madame Roland neben Frau von Staël, Arago mit Condorcet und Lavoisier vereint, Chateaubriand zwischen den beiden Freunden seiner letzten Stunden, Lammenais und Béranger, zu sehen. Aber ich gehe noch weiter in meiner Toleranz für Alle, die der Freiheit und Menschenwürde gedient und ein Beispiel dessen gegeben, was uns am Meisten verloren gegangen ist — ein Beispiel des Bürger-Muthes. Mit Freuden würde ich Malesherbes zwischen Vergniaud, Manuel und dem General Foy erblicken; ich würde auch die Schriftsteller nicht ver-

gessen, die im Kampfe des Tages zur Ehre der Presse gewirkt — weiß ich doch jetzt, was aus einem Volke werden kann, wenn diese Stimmen schweigen. So würde ich denn mit achtungsvoller Zuneigung den Namen Armand Carrels neben den von Paul-Louis Courier einschreiben und würde mich des Zurufs „nach dem Panthéon!“ erinnern, der uns entgegen schallte, als wir Benjamin Constant zu Grabe trugen. Auch ihm gäbe ich gern einen Platz, wie er Sheridan zu Theil geworden ist.

Was aber soll mit denen geschehen, die Menschenblut vergossen haben — vielleicht im gerechten Zorn — vielleicht gegen ihre Absicht — vielleicht dem gehorchend, was die Alten das Fatum nannten? Hier antwortet das Alterthum und sagt: sie dürfen diese Schwelle nicht überschreiten! Sie gleichen dem Orest und sind wie er dazu verurtheilt am Eingang des Tempels umher zu irren, ohne ihn je zu betreten.

Hier ist der Kunst eine edlere Aufgabe zu Theil geworden, denn es handelt sich hier darum, die Seele eines Waldes der Erstarrung und Verfinsterung zu entreißen. Vielleicht vermöchten Pinsel und Meißel zu vollbringen, was der Feder und dem Worte nicht gelungen ist. Ein Maler von ernstem Streben*) hatte sein Leben einer solchen Aufgabe geweiht. Er hatte es unternommen, die Geschichte dieses vorliegenden Vaticans der Freiheit in Bildern darzustellen. Aber wo sind seine Bilder geblieben? Ist's ein Verhängniß, daß diese Mauern selbst die Gaben der Kunst verschmähen, wenn diese der Freiheit huldigen?

Ich weiß, daß nur die Zeit ein Panthéon zu gründen vermag und daß sich die Unsterblichkeit nicht improvisiren läßt. Aber Frankreich besteht, Gott Lob, nicht erst seit gestern; es hat lange genug gelebt um entscheiden zu können, welche Namen aus der Zahl seiner berühmten Männer ihm zum Segen, welche ihm

*) Chenavard.